

## Reise nach Fulda und über die Rhön 1856

Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen  
von Günter E. Th. Bezenberger

Reinhard Heinrich Martin Bezenberger\*

Freitag, den 11 Juli 1856.

Wenn der Wald im üppigsten Grün prangt und die Felder sich mit den schillernden Ähren in der Sonne spiegeln, treibt es mich mit unwiderstehlicher Sehnsucht von dem verstaubten Actentische in Gottes freie Natur. Ich hatte deshalb schon längere Zeit mit meinem Freunde Ludwig Knatz\*\* über die in diesem Jahr auszuführende Rhönreise correspondiert, bis es dann am Anfang dieses Jahres zu einer festen Verabredung kam. Nachdem ich mir bei meinem Vater in Winnerod<sup>1</sup> gestern die nöthigen Reisegelder geholt und von meiner Mutter herzlich verabschiedet hatte, begab ich mich heute auf die Eisenbahn und fuhr bis nach Neustadt. Hier kam ich in die Mitte des schwerfälligen Postwagens, in welchem die Fahrt dies mal umso langweiliger war, als die ganze Reisegesellschaft zu schlafen versuchte. In Kirtorf suchte ich mich mit dem Conducteur dahin zu verabreden, daß er mir einen Platz im Coupé

---

\*) Der Autor Reinhard Heinrich Martin Bezenberger war das sechste Kind aus erster Ehe des Georg Friedrich Christian B. (1788-1865), des in Schweinsberg geborenen und gestorbenen *Praeceptors* und Kantors, späteren Freiherrlich Schenck'schen und von Zwierlein'schen Rentmeisters. Reinhard B. (1826-1887), Marburger Jurastudent, Mitglied der Burschenschaft „Teutonia“ (und VHG-Mitglied) war später Freiherrlich Schenck'scher Samtrentmeister. Er unternahm kurz vor seinem 30. Geburtstag mit seinem Freunde Ludwig Knatz, der ihm zu seinem Jubiläum die reizenden Aquarellchen widmete, die hier geschilderte Rhön-Reise. Das handschriftliche Originalmanuskript des Reinhard Heinrich Martin B. befindet sich, modern gebunden, in den Händen der Witwe Ilse-Lore des Günter E. Th. Bezenberger, desgleichen die alt gebundene, gesonderte Broschüre mit den Aquarellen von Ludwig Knatz. Das Manuskript seines Vorfahren wurde von Günter E. Th. Bezenberger weitgehend selbst übertragen. Für die vorliegende Publikation wurde die von ihm erstellte Schreibmaschinenfassung von Johannes Schwidurski erneut durchgesehen und ergänzt. – Bu.

\*\*\*) Johann Ludwig Knatz wurde am 2. März 1831 als Sohn des späteren Ober-Appellationsgerichtsrates in Kassel geboren und starb dort am 5. September 1892. Studium der Rechte von 1849 bis 1852 in Marburg, Göttingen und Heidelberg. Wie sein Freund Reinhard H. M. Bezenberger war er Mitglied des Marburger Corps Teutonia. Sein Berufsweg führte ihn von 1853 bis 1861 als Obergerichtsreferendar nach Kassel, von 1861 bis 1864 als prov. Unterstaatsprokurator nach Schmalkalden. 1864 war er Assessor beim Stadtgericht in Kassel, 1866 Justizbeamter in Nauheim und ab 1867 Justizbeamter und Amtsrichter in Orb. In gleicher Eigenschaft war er von 1869 bis 1875 in Oberkaufungen tätig. 1857 nach Kassel versetzt, wirkte er dort bis 1879 als Oberamtsrichter und von 1879 bis 1892 als Amtsgerichtsrat.

Dem Verein für Naturkunde zu Kassel gehörte Ludwig Knatz seit 1882 als Mitglied und dessen Vorstand seit 1885 an.

Er forschte und publizierte u. a. auf dem Gebiet der Schmetterlingskunde.

Verheiratet 1861 mit Ella Bode aus Nauheim, 1877 mit Lili Soldan aus Oberkaufungen, Tochter des Ferdinand Soldan, Amtsrichter in Oberkaufungen von 1851 bis 1855. – Schw.

überließ, damit ich mich wenigstens mit der Natur unterhalten konnte. Wir fuhren durch die mir genau bekannten Orte, Alsfeld und Lauterbach und paßierten dann das Schlitzer Ländchen. Überall prangten die Felder mit reichen Ähren, und die Wiesen waren schon wieder mit einer üppigen Decke überzogen, sodaß einem recht gesegneten Jahr entgegengesehen werden kann.

Abends gegen 6 Uhr langten wir in Fulda an, wo mich Freund Knatz und verschiedene andere Bekannte auf dem Posthof empfingen. Nachdem ich in dem Gasthof zum Kurfürsten mein Reisegepäck abgelegt hatte, begaben wir uns auf einen Felsenkeller und blieben dort bei einem Glase Bier zusammen.

In Lauterbach wurde ich von wehmüthigen Gefühlen ergriffen, denn ich dachte an die traurige und doch so fröhliche Kindheit und Jugend meiner guten Mutter und suchte mit emsigen Blicken das elterliche Haus derselben. Ich fand es auch, denn es war die ganze Familie Rausch beschäftigt, Holz unter Dach zu bringen. Ich nickte ihnen zu, aber sie mochten mich in dem rasch rollenden Postwagen nicht erkannt haben. Auch Abends im Bett beschäftigten mich die Gedanken an Lauterbach und meine Mutter noch lange Zeit, bis ich endlich dem Gott Morpheus in die Arme fiel.<sup>2</sup>

Sonnabend, den 12 Juli 1856.

Der heutige Tag wurde benutzt, um die Stadt und deren Umgebung etwas näher ins Auge zu faßen. Die Stadt liegt an dem sanft ansteigenden rechten Ufer der Fulda zu den Füßen des steilen Frauenbergs. Die Straßen sind meistens eng und unregelmäßig, die Häuser klein und niedrig. Nur der höher gelegene Theil, welcher auch die meisten öffentlichen Gebäude enthält, macht hiervon eine Ausnahme. Die Schönheiten Fuldas sind daher auf einen verhältnismäßig kleinen Raum concentrirt, wie denn die Stadt überhaupt nicht den Eindruck eines größeren Platzes macht.

Das Gasthaus zum Kurfürsten schließt mit Obergerichts-Gebäude und dem Schloße auf 3 Seiten einen länglichen Platz ein, an dessen 4. Seite etwas weiter zurück neben der Hauptwache das bronzene Denkmal des heiligen Bonifazius von Henschel sich erhebt. Der Heidenapostel ist dargestellt, wie er das Christenthum predigt in der erhobenen rechten Hand das Kreuz, in der linken das Evangelienbuch schreitet er mit dem rechten Bein kühn vorwärts, die ganze Gestalt nach dem Faltenwurf des Gewands und des Ausdrucks des Gesichts in Bewegung und Aufregung. Übrigens ist es wohl ein Fehler, daß die Bedeutung der Gestalt und das Ebenmaß bei der Betrachtung nur von einer Seite halbrechts von vorn hervortritt, wenn man aber um das Denkmal herumgehend sich auf anderen Punkten aufstellt, entweder der Arm zu lang oder der Hals zu kurz erscheint und der Ausdruck, sowie die Bedeutung des Ganzen nicht erfaßt werden kann. Eine freistehende Bildsäule muß von allen Seiten gesehen, einen harmonischen Eindruck machen und die Bedeutung und Stellung der Figur von allen Seiten erkannt werden können.

Das Schloß, Obergericht und Gasthaus scheinen aus einer Zeit zu stammen. Alles ist weiß angetüncht und der Stil der der Zopfzeit. Noch deutlicher entfaltet sich dieser in dem auf der anderen Seite mit dem Schloß verbundenen Park, dessen Pavillon, Statuen und ausgetrocknete Springbrunnen ein trauriges Beispiel geben von der damaligen Geschmacksverirrung.<sup>3</sup> An den Schloßgarten schließt sich das die Caßeler Straße überwölbende Thor in demselben Geschmack erbaut. Neben diesem aber erhebt sich das Kleinod der Fuldaer

Bauwerke, die Kirche zum Michelsberg, welche vor einigen Jahren in der früheren Weise im Innern restauriert worden ist. Die Grypta unter derselben rührt noch aus dem 9 Jahrhundert her, wo vom Abte Eigil die erste Kapelle an diesem Platze erbaut wurde. Der Oberbau wurde vom Abte Ruthardt 1092 so errichtet, wie er im Wesentlichen jetzt noch ist. Das Äußere ist höchst unscheinbar, auf beiden Seiten der glatten Wände erheben sich zwei glatte runde Thürme; die Fenster sind im einfachsten Rundbogenstil. Das Innere enthält ein kleines Schiff und einen ganz kleinen runden auf *einer* Säule ruhenden Chor, aber die Verhältniße sind sehr schön und die Farbenpracht über alle Begriffe. Da kann man sich eine Vorstellung von altbyzantinischer Herrlichkeit machen und sich für die Polychromie der Griechen begeistern. Die vorherrschende Farbe ist ein warmes Gelbroth, wodurch das ganze Innere einen eigenthümlichen südlichen Anstrich erhält. Alle Friese, Kapitälcr, Pilaster, Kreuzbänder sind in den brennendsten Farben, aber streng dekorativ angemahlt und die Farben so harmonisch vertheilt und ausgewählt, daß es nicht im Geringsten den Eindruck des Bunten oder Überladenen macht. Professor Lange in Marburg, der Restaurateur hat hier seine beste Kunst angewendet.<sup>4</sup>

Vom Michelsberge führt eine hohe Rampe durch eine schattige Allee hinab auf den geräumigen Domplatz, auf welchem sich, leider durch den rechts aufsteigenden Michelsberg etwas gedrückt, der stolze Dom erhebt. Das jetzige im altfranzösischen Stil aufgeführte Gebäude wurde im Anfang des v. Jahrh. von dem Bischof Adalbert von Schleihfras, einem wahren Baunarren, mit großen Kosten aufgeführt. Von Weitem sieht der Dom mit seinen beiden Thürmen und der dahinter sich wölbenden Kuppel ganz stattlich aus, aber in der Nähe stören die vielen Schnörkel und Säulchen den Eindruck des Ganzen sehr.

Dem Dom gegenüber grenzt, nur von einer dunklen Allee geschieden, an den Domplatz das Stift Wallenstein für adelige Fräulein. Man kann nicht viel davon sehen, da es gänzlich von einer ungeheuer hohen Mauer umschlossen ist. Links an den Dom schließt sich die Dechanei und die Bibliothek, mit der gegenüberstehenden Häuserreihe zu einer Sackgasse vereinigt.

Zuerst erstiegen wir in Gemeinschaft mit F. & H. Rang den Frauenberg. Eine schöne Allee geht am Michelsberge vorbei den Weg hinauf und mündet in einem unmittelbar in den Felsen gehauenen Treppenweg. Die Kirche oben ist zwar erst nach dem 30jährigen Kriege erbaut, der Platz aber war der erste, wo Bonifazius sich hier in der Gegend niederließ und eine Hütte erbaute.

Dann wandelten wir durch die Florengasse hinaus nach dem schönen Florenberg, einem von den vielen Klöstern, welche fast alle Höhen rings um die Stadt schmücken. Hoch auf dem Gipfel des nur auf einer Seite bewaldeten Kegels liegt das schmutzige Dorf und darüber das Kloster mit der die höchste Spitze krönenden Kirche. Die Lage und das Ansehn des Orts und der Kirche erinnerte mich an die heimathliche Amöneburg. Das ganze hier ziemlich breite Fuldathal ist besät mit solchen kegelförmigen Hügeln, deren fast jeder ein Kloster oder einen Wartthurm trägt, während in den hellen Wiesengründen sich Dorf an Dorf reiht und Hof an Hof drängt bewacht von der in der Mitte liegenden Stadt. Nicht schlecht wohnt es sich, wie es scheint, im Schatten des Krumstaves, wenn auch das Klima ziemlich rauh ist.

Nur durch eine waldige Schlucht getrennt schimmert auf dem gegenüber liegenden Bergrücken das Schloß Fasanerie, welches wir durch das schön

gelegene Schloß Engelhelms schreitend in einer halben Stunde erreichten. Das Schloß ist im Anfang des v. Jahrh. erbaut im altfranzösischen Stil und zwar nicht sehr hoch, aber weitläufig. Es wird nur von einem Kastellan bewohnt, während die dazu gehörigen Oekonomiegebäude theils dem Forstpersonal, theils anderen Leuten zum Aufenthalt überwiesen sind, bei denen wir uns auch eine saure Milch ganz vortrefflich munden ließen. Der lange, wahrscheinlich früher im Militär gestandene Wirth erzählte uns von Damwild, und zwar rothem, weißem, schwarzem & gelbem, was in den nahen Wäldern geheegt werde. Ich war sehr begierig, solches zu sehen und veranlaßte meinen Freund, mit in den Wald zu gehen. Aber die scheuen Thiere huschten entfernt in den Büschen an uns vorüber.

Der gerade anwesende Forstinspector bezeichnete uns jenseits der Fulda einen schönen Punkt am Walde, der die Mühe des Hinaufsteigens durch die Aussicht reichlich lohnen würde und so wanderten wir durch die langweilige Pappelallee nach dem an der Fulda gelegenen Bronzell oder wie die Leute dort aussprechen „Brumzääl“ über das berühmte Schlachtfeld, wo vor 6 Jahren die deutsche Einigkeit fast gänzlich in die Brüche gerathen wäre, wenn die dunkelen Mächte sich nicht mit dem Sühnopfer des gefallenen Schimels begnügt hätten.<sup>5</sup>

Das Dorf ist, wie fast alle hier in der Gegend solid und schön gebaut, das Erdgeschoß fast immer von Stein. Durch eine Waßerfuhr gieng's über glatte Steine auf das andere Ufer und hier auf einem schönen Waldwege im tiefen Schatten eines schönbewaldeten Hügels zur Linken die starkströmende Fulda nach dem Dorf Ziegel und von da durch eine von Gewitterbächen zerrißene Regenschlucht auf die alte Hanauer Straße, welche uns bald auf die gesuchte Waldecke führte. Der Forstinspector hatte uns nicht zuviel gesagt. Der Vordergrund wurde durch die zu unseren Füßen sich schlängelnde Fulda, welche weiter rechts sich in die Rhön verliert, angenehm belebt und gab dem Bilde einen Anstrich, der bei allen übrigen Bildern von Fulda fehlt, weil sie zu weit vom Waßer entfernt liegen. Die Abendsonne beleuchtete und beleckte die starren Maßen der Rhön und tauchte sie in die schönsten violetten Farben.

Von unseren heutigen Touren erholten wir uns in unserem Gasthofe durch ein vortreffliches Mahl und brachten den Abend unter Bekannten zu.

Sonntag, den 13 Juli 1856.

Heute ist Sonntag und wir haben das Glück gehabt, ein vom Bischof selbst celebriertes Hochamt mitanzusehen. Der geräumige Dom war gedrängt voller Menschen, deren Gedränge sich winzig genug zwischen den collossalen Säulen und im Vergleich mit den hohen Kuppelgewölben ausnahm. Wie schön hob sich die bunte Versammlung von dem weißen glänzenden Hintergrunde ab, wie glänzte im goldigen Schein der Hochaltar und um alle Sinne zugleich zu feßeln zog durch die heiteren Räume der angenehme Geruch des Räucherwerks in blauen Wolken zur Decke hinauf. Wunderbar schön leuchteten die rothen graziös gefalteten Kopftücher der Mädchen aus der Umgegend, nicht minder die grellen Halstücher der Bursche. Silberne Zierrathen glänzten auf den knappen Miedern und die Augen waren nicht immer andachtsvoll nach dem Hochaltar gerichtet.

Der Raum vor diesem Letzterem aber war angefüllt mit den ehrwürdigen Gestalten der Bischöffe, welche gerade zur Conferenz hier anwesend waren.<sup>6</sup>

In Reihen saßen sie in ihren langen violettene Gewändern in den schön geschnitzten Chorstühlen, listige und stumpfe, ehrwürdige und lüsterne Gesichter, hinter ihnen in anderen Farben andere Würdenträger der Kirche, gegenüber auf seinem kostbaren Throne der Bischof von Fulda in goldbrokatenem Gewande mit der gespaltenen Mütze und dem glänzenden Krumstabe, ihm zur Seite die dienenden Geistlichen; der Domprobst in gelbseidenem Tuche neigte und beugte sich vor der Monstranz, die Chorknaben knieten demüthig hinter ihm und während sie die goldenen Rauchfäßer schwangen, ertönte mit schöner Orgel-Begleitung das tausendstimige: „gloria in excelsis“.

In solcher Weise sorgt der Katholicismus für alle Sinne und Gedanken der Menge zugleich und es scheint mir ganz natürlich, daß soviele und zumal die sinnlicheren südlichen Völker seine treuesten Anhänger geblieben sind. Die auf einer höheren Stufe der Geistesbildung Stehenden weiß er dann schon auf andere Weise zu entschädigen.

Bei dem Ceremoniell war unseren Begriffen nach Manches unwürdig um nicht zu sagen lächerlich. Die weitläufigen Räucherungen vor jedem fremden Bischof wurden umständlich vorgenommen und wollten kein Ende nehmen. Die Aus- und Ankleidung des Bischofs wurde wohl zwanzigmal wiederholt und wollte auch gar kein Ende nehmen. Jedesmal nach vollbrachter Arbeit wurde ihm die Mütze von Neuem aufgesetzt. Dem korpulenten Manne trat jedesmal der Schweiß in hellen Tropfen auf die Stirn und sein feistes Gesicht drückte die höchste Langeweile aus. Diese bemächtigte sich schließlich auch unser und ich fing an, die Aufmerksamkeit mehr den Nachbarinnen zuzuwenden. Manche hatten ihr rothes Tuch gar graziös um die vollen Wangen geknüpft und ließen es in anmuthigen Falten auf die Schultern niederfallen. Man bemerkte auch andere, welche statt der rothen schneeweiße schön gestickte Tücher umgebunden hatten, während einzelne solche sogar von schwarzer Filé-Arbeit trugen. Zwischen den lebenslustigen frischen Mädchen knieten einzelne blaße Nonnen. Endlich zogen wir uns in den hinteren Chor zurück und zuletzt erinnerte uns der Magen daran, daß es Mittag sei. Unbemerkt verließen wir unter der ab- und zuströmenden Menge das Gotteshaus.

Der Nachmittag wurde im Kreise vergnügter Bekannte auf dem Leipziger Hofe im Bierhause zugebracht, wo sich nach Fuldaer Sitte auch die Damen eingefunden hatten. Das Getränk ist nun allerdings vorzüglich und rechtfertigt den Ruf, deßen es auch in der Ferne genießt, allein hier am Orte scheint denn doch auch alles gesellige Leben sich mit demselben verknüpft zu haben und dadurch einseitig geworden zu sein. Man merkt eben zu sehr schon die Nachbarschaft von Baiern. Wenn es sich darum handelte, einen Plan für einen Nachmittag oder Abend zu entwerfen, so drehte sich die Debatte einfach nur darum, in welches Bierhaus gegangen werden solle, daß man in irgendeines ging das unterlag gar keinem Zweifel. Jeder andere Genuß mußte eben mit dem edlen Stoffe zu verbinden sein, sonst war es keiner.

Abends spät besuchten wir noch die berühmte Conditorei von Florian Pult, die mir deshalb besonders merkwürdig war, weil sich ein trauriges Stück Lebensgeschichte eines unserer besten Freunde an sie knüpft. Übrigens war es mir sehr lästig, daß Freund Th. J. eine Flasche Wein gourte, da ich in dieser Beziehung seine schwachen Seiten kenne und fürchte, daß Morgen früh ein geldkritischer Jaͤmer eintreten wird. Morgen früh soll es nun weiter gehen in die Rhön. Mit diesem Gedanken begab ich mich zur Ruhe, konnte aber lange

Zeit keinen rechten Schlaf finden, denn gar oft stellten sich mir traurige Bilder aus der Heimath vor meine Seele und scheuchten die kaum gewonnene innere Ruhe, welche nothwendig dem Schlafe vorausgehen muß wieder weg. O, Mutter, Mutter wie wird es dir gehen!

Montag, den 14 Juli 1856.

Mit betübten Herzen schauten wir schon beim Erwachen zu dem trüben Him̄el hinauf. Ein feiner Regen stäubt vom grauen Him̄el herab, und ein uns bis vors Thor begleitender Fuldaer Bekannter setzt uns redselig auseinander, wie thöricht es sei, an solchem Tage ins Gebirge zu gehen. Aber mein Reisegefährte besteht darauf zu reisen und setzt dem wohlmeinenden Warner seine Theorie für Fußtouren auseinander, welche darin besteht, wenn man in Zeit und Mitteln beschränkt ist, sich durch keinerlei Wetter von dem einmal gefaßten Plane abbringen zu laßen. Denn bleibt das Wetter, so ist es einerlei und man hat wenigstens die Motzion<sup>7</sup> gehabt, wird es aber beßer, so ist man umso vergnügter, schon ein Stück hinter sich zu haben. Außerdem ist kein Regentag so schlīm, daß man an demselben nicht Mancherlei sehen und erleben könnte.

Wir wanderten nun über den Petersberg, Margerethenhaun, Niederbieber, Langenbieber nach Bieberstein, īmer nach dem dunkelgrünen, sargähnlichen Rücken der Milzeburg schauend, die noch mit Nebel umgeben war. Während der Wanderung hatte ich gar oft an die Heimath gedacht, denn der graue Him̄el und die trüben Wolken erinnerten mich zu lebhaft an die bevorstehenden trüben Tage in meiner Familie. In Langenbieber rasteten wir bei einem kleinen Frühstück einige Augenblicke in einem niedlichen kleinen hübschen Wirthshäuschen. Als wir die Wirthin nach dem Wege zu dem Bieberstein fragten, bot sie uns ihre schmucke, schlanke 16jährige Tochter als Wegweiserin und Lasträgerin an, indem sie uns zumuthen wollte, solchem hübschen schwarzäugigen Mädchen unsere schweren Ranzen aufzubürden. Hatte die Frau, die Wittwe war, während ihrer Ehe genugsam die Erfahrung gemacht, daß die Frauen doch īmer die schwere Bürde des Lebens tragen mußten und deshalb ihre junge Tochter schon früh dazu heranziehen wollte, - oder hatte sie Nahrungssorgen und glaubte auf diese Weise ihre heutige Einnahme um ein Erkleckliches zu verbessern, oder was ihr sonst für ein Gedanke vorschwebte, ich weiß es nicht. Wir lehnten ihren Antrag ab, wiewohl sich auch die Tochter mit bittenden Blicken zu uns wandte, da wir fürchteten, dem jungen unerfahrenen Mädchen möge auf dem Heimweg ein Unglück zustoßen.

Auf ziemlich steilem Pfade gelangten wir in 1/2 Stunde zu dem auf dichtbewaldetem Bergkegel liegenden vielfensterigen Schlöbchen Bieberstein. So freundlich dieses in quadratischer Form erbaute Schlöbchen von Ferne leuchtet, so wenig wird man in der Nähe von dem Anblick befriedigt. Über eine mit zerbrechlichen Bohlen belegte Zugbrücke gelangt man auf den Schloßhof, der mit hohem Grase bewachsen ist. Auf vorspringendem Berge gelegen bildet es ähnlich die Vorwart der Rhön, wie die Wartburg die des Thüringer Waldes, doch ist es derselben weder der Lage noch der Aussicht nach an die Seite zu stellen. Das Schloß ist unbewohnt, nur ein Schloßwächter hat einige Zimmer darin inne. Als wir in den düsteren Thorweg traten, bellte ein kleiner Hund und die Holzschuhe der keifenden Eehälfte des Wächters klapperten in den öden gepflasterten Gängen.

Das Schloß wurde bereits im Jahre 1150 v. d. Abte Marquart erbaut und war der Stammsitz der Marschalle von Bieberstein. Wiederholt zerstört und zerfallen, wurde es zuletzt von dem Fürsten Adalbert von Schleihfras, dem Erbauer des Fuldaer Doms, im Jahre 1713 von Neuem aufgebaut. Eine über dem Thore auf der südlichen Seite befindliche Inschrift giebt uns Zeugnis davon:

*Adalberto  
D. G. principe et Abbate Fuldensi Restauratore  
Surrexit mediis moles rediviva ruinis  
Et prodiit fabricae forma quadrata novae  
Ingens artis opus per tres absolvitur annos  
Quod caperet rasto plurima lustra sinu  
Ardua prorupto fundantur moenia saxo  
Firma sit ut tantae paxque quiesque domus.*

Übersetzung:

Adalbert, von Gottes Gnaden Fürstabt zu Fulda, hat diesen Bau neu errichtet.  
Neuerstanden aus Trümmern erhob sich der mächtigen Masse  
weitgestrecktes Geviert, nach neuem Plane gestaltet.  
Kunstwerk gewaltiger Maße, in dreien Jahren vollendet,  
zahlloser Jahre gewiß in der Zeiten unendlichem Schoße.  
Hoch auf felsigem Gipfel gegründet ruh'n deine Mauern,  
daß so ragendem Bau sei Frieden und Ruhe gesichert.

G. Bezz.

Die Aussicht war leider durch den immerwährenden Regen fast ganz verdunkelt, nur hier und dorthin warf die Sonne zuweilen einen freundlichen Blick auf die dunkle Landschaft. Nachdem wir uns noch einige Augenblicke auf dem nach Norden gelegenen hohen Rücken des Kuhlberges umgeschaut hatten, gelangten wir auf dunklem Pfade auf die Straße nach Schackau und wanderten über Schackau durch das freundliche Thälchen der Bieber nach Kleinsaßen.

Dieser Ort ist ein Hauptstapelplatz für alle die Rhön besuchenden Landschaftsmaler, deren Zahl nicht gering ist, und wir bekamen von der redseligen Wirthin, der Frau Schmidt manche Anekdote von selbigen aufgetischt. Schon unterwegs waren wir dem Urbild solchen Malers begegnet, einem kleinen Männchen mit ungeheurem Schlapphut, vollem Barte, blaßem Gesicht, schmachtenden Augen, ungeheuren Waßerstiefeln, Leinwandregenschirm mit dem Malerrahmen auf dem Rücken. Hier erfuhren wir denn: das Männlein habe vor 3 Jahren hier gewohnt und ein baierisches Mädcl erworben, selbiges geheirathet und ziehe nun nächstens mit ihr und wahrscheinlich einem schönen Stück schwiegerväterlichen Vermögens nach Weimar, seiner Heimath, um dort nach solchen leiblichen Eroberungen den Mußen weiter zu leben. Es ist zwar traurig, wenn die Kunst in dieser Weise nach Brod geht und doch zu natürlich, daß jeder Mensch auch der Künstler lieber ein behäbiges Leben mit einem reichen Bauernmädchen führt, als fortwährend an dem Hungerfaden zu nagen. Übrigens hatte das Männlein ein Werk seiner Hände, eine Ansicht der Milzeburg in unserem Gasthause zurückgelaßen, welches zur Genüge zeigte, daß die Kunst für den guten Maler jedenfalls nur eine Stiefmutter gewesen war und es ihm deshalb umso weniger verdacht werden konnte, wenn er sich anderwärts nach Versorgung umsah.

Nachdem wir einen vortrefflichen Kaffee getrunken hatten, bestiegen wir noch am Nachmittag die Milzeburg. Der Weg führt durch schönen Buchenwald an einem steil herabfallenden Bächlein hin auf die Höhe, aus welcher sich fast senkrecht von allen Seiten der steile Felskegel erhebt. Dort liegt ein einsamer Hof, Deldeshof, von ärmlichen Feldern umgeben. Weiter hinauf weiden zwischen den kolossalen ringsum zerstreuten Felsblöcken kräftige Kühe. Von dort führt der Weg im Zickzack steil hinauf an knorrigen Buchen vorbei auf den wenige hundert Schritte langen und scharfkantigen höchsten Felsrücken, an dessen breiter Stelle eine einfache steinerne Kapelle steht. Auf dem höchsten Felsen ist ein Cruzifix errichtet. Die äußerste Spitze wird nur von scharfkantigen Felsblöcken gebildet, welche sich nach Südwesten hin in immer drohenderen Gestalten allmählich absenken. Die Aussicht war nicht sehr hell; Nebelgebilde zogen umher und bedeckten bald den Blick in die Ferne, bald öffneten sie ihn wieder. Nach allen Seiten hin erhebt sich ein unabsehbares Gewirr theils bewaldeter theils kahler Kuppen, nur nach Südost markieren sich schärfer die kräftigen Conturen der kahlen Waßerkuppe und des Dammersfeldes. Zuweilen ließen die stürmenden Wolken einen Blick in die Ferne zu. So konnte man gegen Norden den Meißner mit seinem langen Rücken deutlich erkennen, dagegen waren die Vorberge des Thüringer Waldes nur wenig sichtbar. Nach der anderen Seite lagerte sich die Abtsröder Höhe mit ihrem breiten Rücken und verhinderte den Fernblick. Da das Auge wenig gefeßelt wurde, konnte ich dem Geiste desto mehr Nahrung zuführen, denn ich war bei dem Anblick der Kapelle tief ergriffen. Dennoch bedurfte es nicht des Eintritts in dieselbe, um mein Gemüth zur stillen Andacht zu erheben. Ich wandte meinen Blick meiner Heimath zu und sandte ein stilles Gebet zu dem Herrn für meine in Angst und Noth befangene Mutter.

Mehrere Stunden weilten wir auf der Höhe und schauten dem Kampfe der Wolken, des Windes und der Sonne zu. Gegen abend erhob sich ein mächtiger Ostwind und trieb die Wolken schnell gegen Westen zu. Auch zeigten sich einzelne blaue Fleckchen an dem Himel; beides günstige Anzeichen für unsere morgige Wanderung! Mit Noth gelangten wir auf den durch Felsenstücke und Steingerölle versperrten sehr steilen Weg nach Kleinsaßen zurück, nachdem wir an der Nordseite des Berges den Gangolfbrunnen aufgesucht und von dem Kalbhutweidstein in die unter uns liegenden herrlichen Schluchten hinabgeschaut hatten. In Kleinsaßen angekommen, erwarteten uns Pfannkuchen, wie sie in Kunitz bei Jena bereitet werden und vortreffliche Preißelbeeren.

Dienstag, den 15 Juli 1856.

Blau und wolkenlos glänzte heute Morgen der Himel. Unsere durch das gute Wetter verbeßerte Laune ließ uns den Entschluß faßen, die Milzeburg noch einmal zu ersteigen und wir stürmten den Berg hinan. Wir glaubten ihn nun genau zu kennen, den Felsenriesen und schlugen deshalb einen, wie uns dünkte, näheren Weg aufs Gerathewohl ein, aber wir sollten gar bald erfahren, daß der alte Herr doch nicht ganz ohne Tücke ist. Auf einer von Weitem wunderfest aussehenden Waldwiese geriethen wir bis an die Knöchel in den Sumpf, und als wir uns linkshin in den Wald retteten, kamen wir aus dem reinen Wiesenwaßer in das schmutzige mit Erde vermischte Waldwaßer. Die vom gestrigen Regen im dichten Gebüsch noch nicht recht trockenen Zweige begoßen uns von oben mit Waßer und Dornen und zerrißen uns nebenbei,

# Johannisberg



*Mächtig erheben im Fuldischen Land sich unzählige Klöster;  
Burgen des Pfaffentums – schmücken die Gegend sie doch.*

# Bieberstein



*Sammtrock, mächtiger Bart und Schlapphut zierten den Maler;  
Der melancholischen Blicks hier uns verübergeeilt:  
Ach, auch bei ihm war leider die Kunst nach Brode gegangen.*

Milseburg.



Hoch in reiner Luft steht einsam die Kapelle  
Auf dem ungeheuern Porphyrfelsengrab.  
Ihre weißen Mauern schauen still und helle  
Auf die tolle kleine Menschenwelt hinab.

*Ebersberg.*



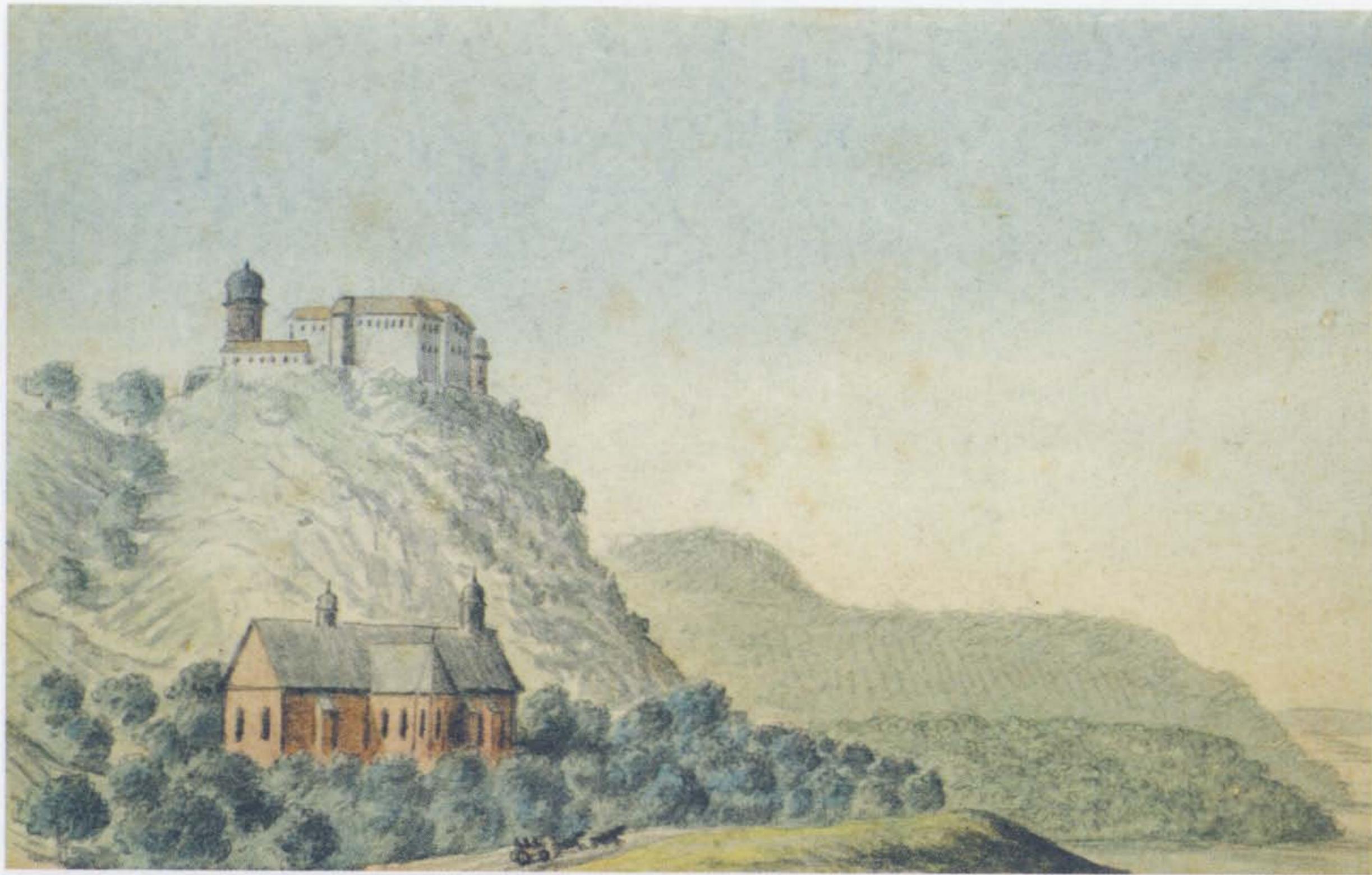
*Ruh'n auch die edlen Eber laengst in der Vaeter Gruft.  
Noch ragen ihre Mauer gar trotzig in die Luft.*

*Kreuzberg.*



*Si not sit satis, memento paupertatis.*  
[Wenn Ihr nicht zufrieden seid, denkt an die Armut.]

*Saaleck.*



*Wo einst lustwandelten edle Damen,  
Da wacchst jetzt Kehl und Wintersamen;  
Und wo die Ritter sich stolz geblacht.*

*König Ludwigs Römisches Haus.*



*Pompejanisches Roth und kalter germanischer Himmel!  
König! die Rechnung gemacht hast du hier ohne den Wirth.*

sodaß wir froh waren zuletzt mit Verlust einer halben Stunde Zeit wieder auf unserem alten Weg anzukömen.

Die Aussicht oben auf dem Gipfel ließ natürlich den Eindruck von gestern weit, weit hinter sich. Der Regen hatte die Atmosphäre von Dünsten gereinigt und wie eben aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen glänzten alle die Felder und Wälder bis an den fernsten Horizont.

Besonders begrüßten wir die hervorragenden Häupter der stolzen Kette des Thüringer Waldes, den Inselsberg und Schneekopf als alte Bekannte vom vorigen Jahr. Weiter nach Süden ziehen sich die kahlen Kuppen der Hohen Rhön und zwischen einem Sattel des Abtsröder Berges hindurch blickt man gerade auf die Kuppe des Kreuzberges. Die Kapelle ist übrigens so ärmlich wie wir kaum noch eine gesehen haben. Die Wände roh getüncht und die darin enthaltenen Heiligenbilder so schlecht und häßlich, als man sie sich nur denken kann.<sup>8</sup> Sie ist dem Heiligen Gangolf geweiht, für uns war sie ein Tempel der Aussicht und wir schnitzten unsere Namen ein, Knatz in die Thüre, ich in das Treppengeländer.

Den Rückweg wählten wir, nicht abgeschreckt durch unsere Verirrung von vorhin, auf einer anderen Seite, nachdem wir vergebens an der südlichen sehr steil abfallenden Seite, welche mit einem wahren Meere von Felsblöcken bedeckt ist, hinabzuklettern versucht hatten. Wir gelangten durch einen herrlichen Buchenwald an einen klaren Brunnen und erkannten den bereits aufgefundenen Gangolfsbrunnen wieder, dem gar wunderthätige Eigenschaften zugeschrieben werden. Einige Schritte weiter sahen wir eine Lücke im Gebüsch. Rasch darauf zuschreitend befanden wir uns plötzlich auf einem jäh in die Tiefe abstürzenden Felsblock, der wie ein Eberhauer aus dem Gebüsch hervorstach einen freien Blick auf die ganze westliche Seite des Bergabhangs gewährte. Wir befanden uns wieder auf dem Kalbhutweidstein. Wie auf einer Kanzel freistehend schauten wir mit vergnügten Sinnen auf das grüne Laubgewirr zu unseren Füßen. Durch einzelne thurm- und bergartig hervorragende Felsblöcke zeichnet sich übrigens der ganze Umkreis des Felsenplateaus aus, von denen es, wie von einem Kranze umgeben ist. Nur ist es schwer gerade den Weg zu einem solchen zu finden, denn von Unten steigt die Felswand gewöhnlich senkrecht in die Höhe und von Oben verliert man im dichten Gebüsch zu leicht die Spur.

Als wir in Kleinsaßen wieder angekommen waren, erzählte uns die Wirthin mit vergnügtem Gesicht ob der bevorstehenden reichen Erndte, daß eben eine Trauung stattfinde und wir deshalb nicht versäumen möchten uns dieselbe mit anzusehen. Der Hochzeitsbaum war während unserer Abwesenheit bereits vor unserem Wirthshause aufgepflanzt.

Wir wanderten nach der über dem Dorfe an einem Abhang liegenden kleinen Kirche, die innwendig nicht übel decoriert war. Nur machten die verschiedenen Stangen, Fahnen, und Traghimel, welche zu Processionen bestimmt in der Kirche aufbewahrt wurden und an den Kirchenstühlen in malerischer Unordnung befestigt waren, durch ihre geschmacklose grelle Bemalung einen störenden Eindruck. Die Braut war ein hübsches junges Mädchen, aber der Bräutigam ein unangenehmer alter Wittwer.

Die Anzüge waren der Nationaltracht entsprechend, nur daß die Braut einen hohen glänzenden Kopfputz von Gold- und Silberdraht mit Flittern trug. Höchst komisch sahen die Chorknaben in ihren langen blauen Röcken aus, die

ihnen offenbar zu weit waren und bei jeder Gelegenheit, wo sie sich bewegen mußten, um sie herumschlotterten, als wenn man sie in alte Gerichtsdieneruniformen gesteckt hätte. Der Geistliche agierte mit viel Würde und fast zu strengem Gesicht, während der Organist der trefflichen Orgel heitere Melodien entlockte. Die Fulder Musikanten hierher verschrieben, hatten sich theilweise vor der Kirchthüre gruppiert und lechzten als durstige Kehlen schon nach dem guten Trunke, der bald im Hochzeitshause erfolgen sollte. Als wir uns entfernen wollten, weil uns die Ceremonie zu lange dauerte, baten sie uns zu bleiben, indem es gleich fertig sei, da dies Paar nur einmal getraut werde, weil der Bräutigam ein Wittmann sei, wäre dies nicht, so würden sie dreimal getraut. Wir haben uns nicht weiter nach der Wahrheit dieser sonderbaren Sitte erkundigt, doch müssen Musikanten, welche so viele Hochzeiten schon mitgemacht haben, das wohl ganz genau wissen. Unter dem mehrmaligen Trauen verstand der Geselle natürlich nur ein wiederholtes vor den Altar Treten.

Unser Weg führte uns zunächst wieder ganz an den Saum des Gebirges, wo wir an dem kahlen Abhang des Stellberges hinwandelnd rechts den Blick auf das reiche Fulder Land behielten. Über das Dorf Wolfers ging es nach der Steinwand, einer 80 Fuß hohen und 100 Fuß langen stellenweise eingestürzten Felsenmauer, welche mitten aus dem Walde auf mäßiger Anhöhe hervorragte. Der Felsen besteht aus hartem, dunklen Basalt in Säulenform. Auf der westlichen Seite ist die Mauer zusammengestürzt und die einzelnen Blöcke liegen wild durcheinander von Farrenkraut und Himbeersträuchern überwuchert, zwischen denen einzelne Hainbuchen und Wachholder Wurzeln gefaßt haben. Hier hinauf kletternd gelangten wir auf die höchste Spitze des Felsens, wo es auf der anderen Seite senkrecht 80 Fuß tief hinunter geht. In dem Felsen der Steinwand soll sich die giftige Kreuzotter gern aufhalten, doch haben wir weder hier noch sonstwo in der Rhön ihre interessante Bekanntschaft zu machen das Glück gehabt.

An einer großen Anzahl einzelner Gehöfte vorbei, stiegen wir, die Haune, die hier entspringt, überschreitend auf der anderen Seite des Thales wieder empor zu dem Teufelsstein. Wie hier, so ist es für die ganze Rhön charakteristisch, daß neben den wenigen zahlreichen Dörfern eine Anzahl einzelner Höfe sich finden. Wahrscheinlich ist diese Art der Ansiedlung durch den Charakter des Gebirges bedingt. Die Hauptsache ist die Viehzucht, denn der Ackerbau kann auf dem steinigen Boden nur dürftig cultivirt werden. Für die Viehzucht ist es aber angenehm, eine größere Hute und Wiesenfläche gleich bei der Hand zu haben, man stört sich weniger im Geschäft des Weidens, wenn man weiter von einander entfernt wohnt. Diese Höfe sind alle, wie nach der Schablone gebaut, ein einstöckiges erbärmliches Wohnhäuschen, eine große Scheuer daneben für das Winterfutter und dann Stallungen und Schuppen. Die wenigen Ackerländer oder zu schonende Wiesen sind mit Steinhaufen eingezäumt. Die Gebäude sind sämtlich von Holz und jedes einzelne steht für (sich). Wohnhaus, Stall und Scheuer sind von einander getrennt. Die Dächer sind meistens mit Schindeln bedeckt. Der nöthigen Nachtwache wegen führt jeder Hofbesitzer einen oder mehrere Wolfs- oder andere bissige Hunde, deren Gebelle und oft wirkliche Anfälle uns häufig belästigten.

Der Teufelsstein ist nun gewiß ein geologisch sehr interessantes Gebilde, allein uns war es zu heiß, um uns darüber den Kopf zu zerbrechen, wie auf die kahle rundliche Kuppe diese sonderbar durcheinander und über einander ge-

stürzten Basaltsäulen und Säulchen hingekommen sein mögen. Wir suchten uns unter einem der Felsblöcke ein schattiges Plätzchen und pflückten die am nächsten stehenden Erdbeeren. Nach kurzer Ruhe trollten wir uns auf der anderen Seite den viel steiler abfallenden kahlen Berg wieder hinunter.

Das Terrain, welches wir nun durchwanderten, war ganz eigenthümlich. Auf einer großen wellenförmigen nur mit Haide und Gras bestandenen Fläche waren hier und da kleine Wäldchen von Buchen stehen geblieben. Diese waren aber so scharf von der Hutefläche geschieden, die Bäume standen so dicht beisammen und waren ringsum so gleichmäßig rund gewachsen, daß man zu dem Glauben kommen konnte, sie wären mit der Heckenscheere beschnitten. Die kleinen Wäldchen, oft nur eine Viertelstunde im Umkreis oder noch kleiner sahen wie eine dicht zusammengefilzte Maße aus.

Einige Bursche, die wir auf das nahe Dorf Sieblos deutend fragten: „Ist das Wirthshaus da unten gut“ antworteten sehr bezeichnend „Das Bier ist nicht schlecht“ und so traten wir denn in Gottes Namen ein und ließen uns - einen Kaffee brauen, denn es war unterdeßen hoch Mittag geworden und das Mittagessen hatten wir vergangen. Das Wirthshaus war, wie fast alle Häuser in Sieblos mit hölzernen Schindeln auf allen Seiten benagelt, die durch die Verwitterung ein aschgraues Ansehn bekommen hatten. Die Rahmen der Fenster waren dafür lebhaft grasgrün angestrichen und dies Grau und Grün gab eine ganz wohlthuende Farbenharmonie.

Die Trachten sind hier vorzugsweise charakteristisch; die Männer tragen Jacken mit blanken Knöpfen, Kniehosen und breitkrepelige Filzhüte, die Frauen durchgängig die bunten Kopftücher. Männer und Frauen schreiten in den hölzernen Schuhen mit Behendigkeit einher und selbst die kleinen Kinder schleppen sich schon mit dieser unbequemen aber wohlfeilen Fußbekleidung. In der inneren Einrichtung haben die Häuser durchaus nichts Auffallendes. Auf dem Gesimse über dem Ofen liegen lange Spähne, das Brennmaterial armer Gebirgsbewohner, welche an den Abenden statt des Oellichtes den spinnenden Frauen Beleuchtung geben müssen.

Der Wirth war so freundlich uns einzuladen auf seinen Erndtewagen, welcher doch in unserer Richtung abging, ein Stück mitzufahren, und so raßelten wir denn zur Augenweide des Dorfes durch dasselbe und der Ochsenbändiger war redentlich stolz darauf so vornehme Gäste zu fahren und seine Augen schienen zu sagen „Da seht was bei mir für Leute einkehren“. Bei dem heißen und windstillen Wetter trafen wir überall die Leute fleißig mit der Heuerndte beschäftigt, welche hier in der rauhen Gegend erst so spät eintritt. Dabei wird fast jedes, auch das kleinste Plätzchen der ungeheuren Huteflächen, deren jedes Dorf viele hundert Morgen besitzt, sorgfältig ausgemäht, was bei dem wellenförmigen oft durch kleine Mulden und Löcher durchbrochenen Terrain sehr mühsam ist, aber unter Scherzen und Lachen flink besorgt wird. Hoch oben auf dem Plateau nicht weit von der großen Waßerkuppe trafen wir noch eine ganze Reihe Männer und Frauen, erstere die Jacken über die Schultern gehängt, letztere in ihren wallenden Kopftüchern, die mit uns heitere Scherze wechselten und uns sehr bereitwillig den Weg zu der Fuldaquelle zeigten.

Die Waßerkuppe ist der höchste Punkt der Rhön. Sie erhebt sich flach kegelförmig aus dem weiten baumlosen Plateau, selbst unbewaldet. Nur an den Abhängen dieses Plateaus und in den an denselben befindlichen Thaleinschnitten und Schluchten zeigen sich erst wieder Wälder. Wir hatten uns unter

dem auf der höchsten Spitze der Waßerkuppe errichteten Geometergerüst niedergelaßen, da die Sonne sehr heiß schien, aber wir konnten nicht lange liegen, denn es wehte ein sehr scharfer Wind, welcher uns dann auch deutlich erkennen ließ, daß wir den höchsten Punkt des Gebirges erreicht hatten. Der Himmel war übrigens wunderschön klar und es eröffnete sich uns eine bisher noch nicht genoßene Fernsicht in die Fränkische Schweiz. Nach Westen hin konnte man den Taunus mit dem Feldberg und Altkönig erkennen und nach Norden hin sah man über die Milzeburg die jenseits liegenden Berge, namentlich den Meißner. Umfaßender als hier kann man die Rundsicht nicht finden, aber freilich fehlt der schöne Vordergrund gänzlich. Die alle Erhabenheiten des Plateaus überziehende dichte filzige Moos- und Grasdecke gibt dem Bilde einen ganz eigenthümlichen, wüstenartigen öden aber auch milden Charakter. Der kräftige aromatische Geruch der zahlreichen zwischen dem Moos hervorschießenden Gebirgskräuter würzt die reine Bergluft und der Fuß wandelt wie auf schwellenden elastischen Polstern. Nach Südwesten hin überblicken wir die röthliche Fläche des s. g. „Rothen Moores“, welches schon manchem verirrtten Wanderer ein grausiges Ende bereitet hat. Auf einer Fläche von tausend Morgen ist die trügerische Moos- und Grasdecke getragen von oft 24 Fuß tiefem Sumpf und Schlam̄ und wer diese Stellen betritt, sinkt langsam herab rettungslos verloren, denn seine Stime hören höchstens die schreiend umherflatternden Kibitze. Die Entstehung dieser Moore deren es 4 oder 5 auf der Rhön gibt, wird dadurch erklärt, daß sich unter denselben muldenförmig ausgebogen ein festes Thonlager befindet, welches das Schnee- und Regenwasser nicht durchläßt, sodaß sich dieses in der Mulde ansam̄elt und nun mit Schlam̄ und erdigen Bestandtheilen eine sumpfige Maße bildet, über welche sich dann die benachbarte Moos- und Grasdecke vermöge ihrer wuchernden Eigenschaften allmählich ausbreitet und die ganze Fläche mit einer trügerischen Decke überzogen hat.

Die am Fuße der kleinen Waßerkuppe aus dem rothen Moor entspringende Fuldaquelle ist nicht leicht zu finden. Von dem Geometergerüst auf der großen Waßerkuppe geht man in südlicher Richtung nach der Eube etwa 500 Schritte hinab, bis man auf einen quer vorbeiführenden Wiesenfahrweg stößt, der aber nur durch die Fahrgleisen als solcher zu erkennen ist. Diesen verfolgt man linkshin, also nach Osten bis unterhalb zweier neben einander stehender einsame Bäume, wo man rechts den Blick gerade auf das in der Fuldaschlucht gelegene Dorf Oberhausen hat. Von diesem Punkt rechts hinunter wird man nach 40–50 Schritten gerade in die Quelle fallen.

Das Waßer sprudelt rein und klar aus der Moosdecke hervor und schmeckt ganz vortrefflich. In einem ausgeholten Wecke schöpften wir an der Quelle und labten uns an dem kühlen frischen Gebirgswaßer. Die Quelle verschwindet bald nach ihrem Entstehen und sprudelt bedeutend stärker eine Strecke weiter unten wieder hervor. Eine Viertelstunde vom Ursprung, treibt sie, ein urkräftiges Gebirgskind, schon Mühlen. Es geht hier die Sage, wenn im Lande Heßen irgend ein wichtiges, trauriges Ereigniß geschehe oder bevorstehe, so bleibe die Quelle eine zeitlang aus.

Wunderbar bleibt die Entstehungsart der Flußnamen überhaupt. Schwerlich hat man doch zuerst die Quelle Fulda genannt und den Namen dann dem großen Fluße beigelegt. Das Volk hat vielmehr in der ersten Zeit demselben Waßer gar verschiedene Namen gegeben, wie man dies noch bei vielen großen

Flüssen in Amerika findet, die in ihrem langen Laufe ganz verschieden bezeichnet werden. Wie ist es nun gekommen, daß man eine einzelne Quelle als den Ursprung des Flußes betrachtet hat, während doch viele andere Wäßerchen, größere und kleinere dem Gebirge entströmen und erst in der Ebene den Fluß gemeinschaftlich bilden. Ersteres ist nur dadurch möglich, daß ein Volksstamm als der mächtigere und einflußreichere den übrigen seinen Namen mit Gewalt oder in Güte aufgezwungen hat, letzteres aber ist nur so zu erklären, daß das Volk, wie Alles in der Natur, so auch den Fluß gerne personificirt und deshalb dem innewohnenden Wesen, der Flußgottheit, wie jedem Einzelwesen, auch einen bestimmten Ursprung geben will, die Seele des Flußes gleichsam an einen bestimmten Ort bannt, an welchem sie ewig jung und ewig frisch der Mutter Erde entspringt, um in immer erneutem Kreislauf zuerst in munteren jugendlichen Sprüngen, dann kräftig und würdig dahinzuströmen und endlich mit dem Schlämme des Lebens vermischt, träg und trübe, traurig dem Alles verschlingendem Meere zuzuschleichen.

Auf demselben Wege zurückkehrend schritten wir sodann linkshin immer auf dem Plateau uns haltend dem wunderbaren Gipfel des Pferdkopfs zu, einer weit ins Thal vorspringenden und dahin steil abfallenden Kuppe, die durch einen so schmalkantigen Rücken mit dem Plateau verbunden ist, daß man buchstäblich darauf reiten kann, woher denn auch wahrscheinlich der Name der Kuppe rühren mag. Der Blick von hier ist wahrhaft entzückend. Tief unter sich schaut man auf das schön bebaute Wiesenthal der Hart hinab, welches sich bei Poppenhausen durch die vorgeschobenen niederen Höhen abschließt. Über diese hinaus breitet sich dann die weite Fuldische Ebene mit ihren unzähligen Dörfern, Höfen, Klöstern und Kapellen aus und im fernen westlichen Horizonte schwimmen wie zarte Dunststreifen die Höhenzüge des Vogelsberges. Die Abendbeleuchtung tauchte Alles dies in die zartesten Farben. Im Poppenhäuser Thal stieg ein leichter violetter Duft auf, aus welchem nur die schlanke Kirchthurmspitze hervorragte, während weiterhin von der Sonne noch beleuchtet, sich die Zinken des Ebersberges erhoben.

In einer halben Stunde hatten wir Siblos wieder erreicht, wo uns die geschäftige Wirthin mit einem frischen Trunk Wassers aus der hölzernen Kanne erquickte und wanderten dann das Thal hinab nach Poppenhausen, wo wir unser heutiges Nachtquartier aufschlagen wollten.

Mittwoch, den 16 Juli 1856.

Immerwährend begünstigte uns das schöne Wetter und wir wunderten uns über die falschen Angaben, die wir in Fulda gehört hatten, daß die ganze Rhön auf mehrere Tage unpaßbar sei, wenn es einige Tage geregnet habe, denn schon gestern, also am ersten Tage nach dem Regen hatten wir die schönsten und trockensten Wege. Die Milzeburg rauchte auch noch immer nicht, kochte nach dem bezeichnenden Volksausdruck keine Klöse und wir durften deshalb auch fernerhin auf gutes Wetter rechnen.

Von Poppenhausen aus, wo drei Fulder Gymnasiasten, die uns natürlich für Künstler hielten sich uns angeschlossen hatten, drei schwächliche Jungen, die wahrscheinlich ihren ersten größeren Feriena Ausflug machten, bestiegen wir den hohen Ebersberg, der mit seinen zwei Thürmen die meisten umliegenden Berge überragt. Nicht weit vom Gipfel liegt ein ärmliches Gehöfte, wo man

sich den Schlüssel zum Thurm holen muß. Der Weg besteht gewißermaßen zum Spott der Reisenden aus einem Haufen kleinerer und größerer Steine, über welche man mühsam hinwegklettern muß, während auf beiden Seiten schöner Rasen sich ausbreitet. Weiter oben gelangten wir auf einen frisch gedeckten Fahrweg, der für den König von Baiern gerichtet ist, da dieser am heutigen Tage von Brückenau einen Ausflug hierher unternehmen wollte.

Für den König, welcher im bequemen Wagen fährt, mochte der Weg schon gut genug sein, für die Füße wandernder Touristen war er zu schlecht; wir gingen deshalb neben demselben her.

Die Ruine bietet wenig Interessantes dar. Die Thürme sind unten eckig und etwa in der Mitte wie eingeschnürt, sodaß von da an ein runder Cylinder aufsteigt, was ihnen ungefähr das Ansehn einer Flasche giebt. Die Aussicht ist aber der Mühe des Hinaufsteigens wohl werth. Man übersieht die weiten Huteflächen des Dām̄ersfeldes und der damit zusammenhängenden Berge schon ziemlich in der Nähe.

Die Ritter von Ebersberg (auch Eberszwacken, Eberszinken genannt) spielten einst als Räuber eine große Rolle in der Gegend, bis sie wegen der Ermordung des Fulder Abtes Berthold, den sie am Altare niederstießen verfolgt, ihre Burgen gebrochen und sie selbst gerädert wurden (1270). Das Geschlecht starb bald nachher aus.<sup>9</sup>

Unter der Burg sind ganz schöne Ruheplätze angebracht, die heute bei dem erwarteten Besuch des bayerischen Königspaares von Schmutz und Steinen vollständig gereinigt waren. Ebenso wie der Thurm der Ebersburg waren auch das aus Tannenholz erbaute am Fuße des Berges stehende Häuschen, sowie die Bänke mit Guirlanden umwunden. Auf der südwestlichen Seite ging's nun in das hier schon ziemlich schmale Fuldathal hinab und auf der gegenüberstehenden Seite wieder hinauf durch junge Kiefern und Fichten, dann wieder in ein Seitenthal tief hinunter nach Gichebach oder wie es die Leute dort nennen „Gichemich“ und von hier sehr „stickel“ durch eine lange Schneiße die letzte Höhe hinan nach Dalherda.

Die Leute hier zeichneten sich durch schöne rothe Westen aus, waren aber meistens auch mit den plumpen Holzschuhen bekleidet. Dalherda ist ein echtes Gebirgsdorf hoch auf baumloser Ebene gelegen, wo im Winter die Stürme gewiß arg genug brausen mögen. Jetzt schien die Sonne desto behaglicher und wir streckten uns, nachdem wir eine saure Milch genoßen hatten, zur Erholung in das Gras hin und rauchten eine von dem Wirth erhaltene echte „Hohe-Rhön-Cigarre“. Die Häuser sind alle sehr niedrig, die Kirche alterthümlich.

Über die unabsehbaren Grasflächen, welche auch hier überall von Mähern belebt waren, führt ein schlängelnder Fußpfad hinauf auf die Kuppe des Dām̄ersfeldes, welche mit der Waßerkuppe von ziemlich gleicher Beschaffenheit ist. Wundervolle Blumen, kräftige Kräuter schießen überall aus dem dichten Rasen hervor, besonders der schöne dunkelrothe Türkenbund. Auf der höchsten Spitze hat man zu Ehren der vor wenigen Tagen stattgefundenen Anwesenheit des Königspaares ein Paar Vogelbeer-Bäumchen gepflanzt und mit Stützen versehen. Es ist indessen sehr zweifelhaft, ob die zarten jungen Bäumchen dem Winter mit seinem Frost, Schnee und Sturm widerstehen können.

Die Aussicht ist von hier sehr umfaßend und hätte heute bei dem klaren Himmel nicht prächtiger sein können. Nach allen Seiten schweift der Blick weit

über das Land hinaus und nach Südosten erhebt sich in nächster Nähe der Kreuzberg mit seiner kahlen Kuppe und den einzelnen auf der hellen Haidefläche zerstreuten Waldungen. In der entgegengesetzten Richtung sieht man weit in das heißische Land hinein bis in die Gegend von Marburg. Besonders schön breitete sich aber das ganze Fulder Ländchen aus. Im Südwesten zeigt sich wie ein blaßes Wolkenbild der hohe Taunus mit seinen schönen Conturen.

Ohne erst lange nach dem Weg zu suchen, fielen wir mehr, als wir gingen die steile Wand hinunter nach Reusendorf und von da in den Sinngrund nach Wildflecken, wo wir erst einmal einkehrten, um uns zu der zweistündigen Tour auf den Kreuzberg zu stärken. Das schmutzige Wirthshaus bot aber nichts, als sehr harten Backsteinkäse und eine Art Wurst in Fulda „Schwartemagen“ hier sehr bezeichnend „Preßsack“ genannt, denn das Zeug war in den Sack des Darms so fest gepreßt, daß unsere an leichtere Speisen gewöhnten Kauwerkzeuge und Verdauungsorgane es kaum zu bewältigen vermochten.

Die Sonne stand schon tief am Himmel, als wir endlich noch immer begleitet von den Fulder Gymnasiasten wieder aufbrachen, um den Weg nach dem Kreuzberg selbst zu suchen und zu finden.

Zuerst ging es die Straße längs der Sinn hinab, bis ein Steg über dieselbe führt rechts ab in den Wald hinein. Als wir diesen Punkt erreicht hatten, erscholl ferner Donner und ein Gewitter zog langsam hinter uns auf. Müde, wie wir waren, machten schon Einige den Vorschlag umzukehren, aber der Gedanke an den Preßsack und im Gegensatz dazu an die wunderbaren Erlebnisse, auf welche wir oben auf dem Berge in dem einsamen Kloster unter den Mönchen hofften, ließ die Stimme der Muthigeren siegen und wir drangen kühn vorwärts in den Wald hinein.

Das Gewitter zog dann auch glücklicherweise nur wenige dicke Tropfen im Vorbeigehen uns zusendend vorüber und wir gelangten bald wieder aus dem Walde auf eine schöne Wiesenfläche, auf der nur hin und wieder einzelne ehrwürdige Buchen zum Schutze des darunter sich lagernden Viehs ihre weiten Äste ausbreiteten. Auch hier waren die Leute mit Heumachen beschäftigt; junge Bursche schoren das kurze aber kräftige Gras ab, während muntere Mädchen in ihren um den Kopf geschlungenen bunten Tüchern dasselbe mit dem leichten Rechen auf der Wiese ausbreiteten.

Der Weg hörte auf den Wiesen gänzlich auf und doch lockten die rothen Dächer des Klosters gar freundlich freilich noch in weiter Ferne hoch über den Waldspitzen. Wir beredeten nun einen jungen Burschen für verhältnismäßig hohes Honorar seine Arbeit zu verlaßen und uns den Weg zu zeigen. Nach kurzer Zeit erklärte er aber, er wüßte ihn nicht weiter und eilte spornstreichs zurück. Auch einige andere Leute dort erklärten, sie seien noch nie oben gewesen.

Dieser Umstand umgab natürlich das geheimnisvolle Kloster für uns mit einem neuen Nimbus und wir entschlossen uns kurz nur in der Richtung, in welcher wir die rothen Dächer zuletzt gesehen hatten, fest im Auge behaltend und nach der Sonne unsere Schritte lenkend ohne weitere Erkundigung hinaufzuklettern. So gelangten wir bald wieder in den Wald, ebenso schnell aber wieder heraus in eine ringsum von Wald umgebene Wiese, diese durchschneidend wieder in den Wald und dann wieder auf eine ganz gleiche Wiese, ohne daß sich rechts oder links oben oder unten ein Weg oder eine Lücke zeigte.

Dies wiederholte sich mehrmals, während die Sonne immer tiefer sank. Immer, wenn der Wald wieder lichter wurde, dachten wir, jetzt müssen wir auf der Höhe sein und immer wieder kam eine gleiche wunderschön grüne, einsame Waldwiese. Kein Mensch war weit und breit zu sehen. So waren wir schon über 2 Stunden gestiegen und immer noch zeigte sich kein Ziel, bis wir endlich links einen Waldweg mit frischen Gleisen entdeckten, welchen ich zu verfolgen vorschlug. Während sich meine Reisegefährten zur Ruhe niedergelassen hatten, eilte ich auf dem gefundenen Weg voraus und sah zu meiner größten Freude die rothen Dächer des Klosters durch die alten Buchen schimmern. Ich ging zurück und verkündete dies meinen Reisege노ßen. Kaum 100 Schritte weiter öffnete sich der Wald und die sehnlichst herbeigewünschten menschlichen Wohnungen lagen vor uns. Ein Glück, daß die Gefährten meinem Rathe folgten und nicht, wie beabsichtigt war, quer durch den Wald liefen, denn wie wir nachher erfuhren, geht diese interessante Abwechslung von Wald und Wiese bis auf den Berg hinauf und Gott weiß, wo wir dann endlich hingekommen wären.

Die grauen Klostermauern von wenig behauenen Basaltsteinen aufgeführt, waren nun zwar nicht sehr einladend und wir über den Empfang bei den Mönchen sehr ungewiß aber was half's! Frisch traten wir in den einsamen Hof hinein, wo uns ein gewaltiger Hund laut bellend empfing. Ein junger dienender Bruder leitete uns durch dunkle Hallen vor eine Thüre, über welcher die Worte standen: Si non sit satis, memento paupertatis! (Wenn es Dir nicht genügt dann gedenke unserer Armut!)

Auf unser schüchternes Anklopfen erscholl ein leises „Herein“. Wir öffneten und befanden [uns] in einem großen braungetäfelten Saal mit so dicken Mauern, daß dreifache Fenster dazwischen Raum gehabt hatten, zwischen deren Scheiben Hyazinthen und Tulpen, Rosen und Reseda in Topfen aufgestellt waren. An dreien der Wände zogen sich braune, ringsum zugeschlagene Tische und Bänke hin, auf welche letzteren uns gerade gegenüber 8 oder 9 dunkelbraune Gestalten saßen, jeder einen Steinkrug, einen Zinnteller und ein Stück schwarzen Brodes vor sich. Die Sonne warf eben ihre letzten Strahlen in das umdüsterte Gemach, worin kein Laut sich regte außer dem Ticken einer Wanduhr und dem eintönigen Geplätscher eines kleinen Brunnleins, welches rechts in der Fensternische in einen Behälter rann.

Eine kleine Anrede, worin wir um Gastfreundschaft baten, wurde durch Aufstehen des obenansitzenden Mönches und Hindeuten auf die Bänke zur Linken beantwortet, auf denen wir uns eigenthümlich angeregt durch solchen Empfang, niederließen. Es dauerte nicht lange, so wurde vor jedem einzelnen von uns eine Serviette ausgebreitet und auf Zinngeschirr eine gute Abendmahlzeit bestehend aus Suppe, Fleisch und Brod serviert, alles besser und reichlicher, als wir es erwartet hatten. Wir ließen es uns schmecken mit dem eigenthümlichen Gefühl, welches Jeder haben wird, der gewohnt ist auf Reisen nur das zu essen, was er bezahlt und nach mündlicher oder schriftlicher Speisekarte sich ausgesucht hat und nun eine in unseren Tagen fast ganz verschwundene mittelalterliche Gastfreundschaft genießt. Wir kamen uns halb wie Handwerksburschen, halb wie Pilger nach dem gelobten Lande vor. Der jüngste von unseren Gymnasiasten wagte anfangs gar nichts anzurühren und blickte immer nur halb verstohlen nach den braunen Kutten und den kahlen Köpfen hin, bis auf unser Zureden auch sein Appetit rege wurde.

Während wir noch aßen, erhoben sich die Mönche wie auf Comādo, stellten sich in zwei Reihen gegen einander über und fingen ein endloses lateinisches Gebet an, wobei immer Einer laut anstimmte, die Anderen einfielen, bis alle Stimmen zu einem leisen Geflüster herabsanken, so, daß man in dem stillen Saale wieder nur das Plätschern des Wassers vernahm. Dann wurden die Worte wieder deutlicher, die Mönche kreuzten und neigten sich und verschwanden, einer hinter dem andern durch die Thüre gehend.

Doch bald erschienen 2 oder 3 wieder und waren nun ganz wie umgewandelt, wie Leute, die ihr Geschäft vollendet, das Bureau geschlossen haben und sich nun in freier Unterhaltung ordentlich ausspaßen wollen. Der Pater Guardian war ein ganz gebildeter unterhaltender Mann und ein Zweiter mit mehr sinnlichen Zügen war sogar ein jovialer Tyroler. Wir boten ihnen Cigarren an und schienen ihnen damit ein großes Vergnügen zu machen. Das Bier, welches uns vorgesetzt wurde, war ganz vortrefflich und schmeckte umso ausgezeichneter, als der Kellermeister jedes leere Glas in dem in der Fensternische sprudelnden Quell abkühlte und im Keller wieder frisch mit Gerstensaft füllte. Wir ließen uns das Bier recht gut schmecken und erfuhren auf eine anerkennende Äußerung, daß einer der fratres ein Münchener Brauer sei und daß deshalb unter seiner Leitung eine eigne Brauerei angelegt worden sei.

Wir wurden auch in den kleinen sorglich gepflegten Klostergarten geführt, wo die Erbsen eben erst blühten und die Rosen kaum Knospen zeigten. Endlich baten wir um ein Nachtquartier und ein dienender Bruder führte uns über eine breite Treppe in den ersten Stock, wo er uns eine kleine Zelle mit wenigem Mobiliar aber mit sehr guten reinlichen Betten anwieß.

Donnerstag, den 17 Juli 1856.

Als wir heute Morgen aufstanden, war es bei völlig klarem Himmel sehr kalt, wie etwa bei uns an einem schönen Januartage. Kein Wunder, denn das Kloster liegt gerade an der Nordwestseite des Berges. Es ist ringsum von Wald umgeben, außer nach der Kuppe zu, welche gänzlich entblößt von Grün, wie ein großer Steinhügel über den rothen Dächern hervorragt. Auf dem obersten Punkte des Berges steht ein Thurm, welcher aber verschlossen war.

Von hier reicht die Aussicht besonders weit ins Fränkische hinein; doch war es nicht hell genug, um viel Einzelnes unterscheiden zu können. Hinter uns begrüßten wir noch einmal die ernsten Häupter der hohen Rhön und zogen uns dann fast zitternd vor Kälte in das warme Kloster zurück.

Hier fanden wir dann sogar einen Kaffee vor und auf Zinntellern ein Stückchen trocknen Brodes, das aber ganz vorzüglich war.

Sodann besahen wir uns noch die Fremdenbücher und fanden darin manche interessante Sachen. So unter vielen abscheulich häßlichen Gemälden ein Paar geniale Bleistiftscizzen von einem Maler Porträtköpfe einiger Mönche aus dem Kloster. Neben vielen bürgerlichen Gedichten auch einige von König Ludwig von Baiern, welcher mit einer Gräfin und Fürstin hier oben logirt hatte. Endlich fanden wir auch, was uns das Interessanteste war, einige Zeilen von unserem Freunde Milo.

Das Kloster ist klein, aber nicht unfreundlich anzuschauen. Besonders bringen die röthlichen Dächern über den grauen Steinmauern diese Wirkung hervor. Das Kirchlein ist erst 1619<sup>10</sup> erbaut. Vom Kreuzberg soll sich durch den Apostel Kilian das Christenthum zuerst nach Ostfranken verbreitet haben.

Nachdem wir, wie es Sitte ist, auf unseren Tellern ein reichliches Trinkgeld zurückgelaßen hatten, sagten wir den guten Patres, welche weder nach unseren Namen oder Stand noch nach unserem Glauben gefragt hatten und obwohl sie merken konnten, daß wir Ketzer waren, uns so freundlich aufgenommen hatten unseren Dank und von unseren Reisegefährten, den drei Gymnasiasten uns trennend, stiegen wir in der Richtung nach Oberbach den Berg wieder hinab in das Sinnthal.

Diesem folgten wir bis nach Brückenau. Das Thal ist eins der lieblichsten, welche wir bisher durchwandert haben. Dorf drängt sich an Dorf, und die anmuthigen Krümmungen des Thales laßen bei jeder Wendung neue Schönheiten sich entfalten. In Oberbach traten wir einen Augenblick in die Kirche und fanden sie mit außergewöhnlich hübschen Bildern ausgeschmückt. Von Oberbach gings nun über Ober- und Unterriedenberg nach Römershag. Die Chaussee war theilweise mit zerbrochenen Steinkrügen gepflastert, deren in Römershag viele für das Brückenauer Mineralwaßer fabricirt werden und deren Scherben gewiß nicht beßer hätte verwendet werden können, um den empfindlichen Füßen von Handwerksburschen und anderen armen Fußgängern Martern zu bereiten.

Brückenau präsentirt sich von der Seite, von welcher wir kamen, gar nicht übel mit einem schlanken Thurm zwischen den hellen Häusern und dem dunklen Hintergrund der bewaldeten Berge. Das Wirthshaus, wo wir einkehrten, war auch nicht übel, wenn auch nicht ganz nobel und unser erstes Geschäft bestand darin uns zum Besuch des  $\frac{1}{2}$  Stunde entfernten Bades möglichst zu adonisieren, was unter vielem Lachen über unsere unvollkommene Garderobe ins Werk gesetzt wurde. Der Wirth hatte uns seinen Wagen zum Hinausfahren angeboten, der wie er sagte, doch angespannt werden müße, um die Frau Landrichter zu einem Feste dorthin zu führen. Die Frau Landrichter war dann nicht nur festlich angezogen, sondern auch noch jung, recht hübsch und gesprächig und rasch gings durch die schöne Buchenallee links den Wald, rechts die Sinn im schönsten Wiesengrunde nach dem berühmten Badeort.

Dieser ist denn so einfach und niedlich, wie wir kaum geglaubt hatten, so recht wie dazu geschaffen, um einmal vom geschäftigen Strome des Lebens entfernt der Natur und ihren Reizen zu leben. Die Gebäude sind so einfach als möglich, sogar das neue Kurhaus entwickelt nicht im Entferntesten den hohen Grad von moderner Pracht, den man an größeren Badeorten findet und ist dabei doch in einem würdigen Stil erbaut. Antik geformte Säulen ziehen sich rings um das länglich viereckige von allen Seiten freistehende Gebäude und stützen eine ringsum laufende Halle, zu der man auf beiden schmalen Seiten auf breiten Freitreppen emporsteigt. Das Innere wird ausgefüllt durch einen geräumigen Saal, der mit ähnlichen Säulen geziert ist und an den sich einige kleinere Zim̄er anreihen. Zwischen den Kurgebäuden und um dieselben herum sind die schönsten schattigen Alleen von Buchen, Taxus und Kastanien angelegt und auf einer Terrasse über dem Ganzen etwas erhoben steht zwischen einfachen Gartenanlagen das Jedem zugängliche höchst unscheinbare Haus des Königs Ludwig, welches gegenwärtig König Max und Gemahlin bewohnen. Die Fenster des Gebäudes weichen noch sehr vom jetzigen Geschmack ab, da die Scheiben mit Blei eingerahmt sind.

Reitesel, eine Colonnade mit Kaufläden, Musik, elegante Kellner und sog. Tyroler fehlten natürlich auch hier nicht, aber Alles war so gemüthlich, so

wenig geschäftig und so ruhig, daß wir wünschten, einen Sommer hier zubringen zu können.

Einer von den eben erwähnten Tyrolern bot wunderbar schöne Strohgeflechte auf Schnupftabaksdosen, Cigarrenspitzen, Nadel- und Feuerzeugbüchsen, Tellern etc. feil, die uns denn auch so wohl gefielen, daß ich meine Caße sehr stark in Contribution setzte.

Brückenau hat 3 Mineralquellen, eine kohlen saure und zwei eisenhaltige, die wir natürlich als echte Touristen, wenn auch unter Verziehen der Mundwinkel versuchten. Der hier ausgeschenkte Saalewein ist gar nicht übel.

Das Interessanteste für uns war aber ein kleines Fest, welches heute Nachmittag zu Ehren des Geburtstages der Königin gefeiert werden sollte und in der Einweihung einer uralten Eiche in der Nähe des Bades am Waldende nach Eckards zu bestand. Es ist der Mühe werth die Beschreibung dieses Festes, das an sich unbedeutend war, ausführlich einzuschalten, um einen Maasstab für den Contrast mit andern Ländern und andern Fürsten zu haben. Übrigens ist es auch ein ganz hübsches Stück unserer Reiseerlebnisse und gehört deshalb mit Recht hierher: In der großen Allee versammelten sich gegen 6 Uhr Abends etwa 10 Herren mit ihren Damen, unter denen sich auch unsere Frau Landrichter befand. Die Herren waren mit Ausnahme eines dicken Cavallerieoffiziers sämtlich im schwarzen Frack.

Kurz darauf erschien ein noch ziemlich junger Mann ebenfalls im schwarzen Frack mit einer einfach gekleideten Dame in welchen man nur deswegen sofort das Königspaar erkannte, weil Jeder, Vornehm und Gering, auch die ganz entfernt Stehenden dieselben mit Hutabnehmen begrüßten. Der König ist ein schlanker blaßer Mann mit starkem Backen- und Schnurrbart, die Haltung ist nicht sehr edel; die Königin dagegen, eine preußische Prinzeßin, ist eine recht stattliche Dame, der die Majestät auf der Stirn geschrieben steht und deren klare durchdringende braune Augen ihre geistige Begabung verkünden.

Die Gesellschaft setzte sich darauf, indem der König der Königin den Arm bot zu Fuß nach der Eiche in Bewegung. Keine Spur von Gendarmen oder Soldaten war zu sehen. Die halbe Badegesellschaft drängte nach und wir eilten auf einem näheren Wege der Gesellschaft voraus.

Die Eiche war mit Kränzen umwunden und mit dem Namenszug der Königin (Marie) geschmückt. Unter derselben waren einfache Tische und Bänke aufgeschlagen. Im nahen Gebüsch lagerten die Musikanten des Würzburger Jägerbataillons ebenfalls in Civil. Auf der anderen Seite brannte lustig unter einem großen Keßel ein offenes Feuer und um einen einzigen Büfettische waren etwa 4 Lakayen unter Aufsicht eines Mundkochs beschäftigt, den Thee und die sonstigen ziemlich einfachen Speisen zu bereiten. Viele von den Sachen waren auch in das nahe Gras gelegt. Als die Gesellschaft an der Eiche ankam, erscholl ein heiteres Musikstück, der König zeigte der Königin die einfache Einrichtung und maß die anderen Herren an der Hand faßend den Umfang der mächtigen Eiche.

Darauf wurde Platz genommen, die Königin in der Mitte unter der Eiche, der König setzte sich nicht eher, bis alle Platz gefunden hatten und selbst dann ans Ende der Tafel und unterhielt sich sehr angelegentlich und wie es schien in der freundschaftlichsten Weise, entfernt von jedem Ceremoniell.

Dabei umdrängten die Zuschauer ungehindert von Gendarmen und Polizei, welche sich zu unserer Verwunderung immer noch nicht eingefunden hatten auf

die Entfernung von kaum 15 Schritten die königliche Familie, welche sich aber in ihrer Gemüthlichkeit nicht im Entferntesten stören ließ. Ebenso mußten die Lakayen, welche bewirten mit Taßen und Tellern zwischen dem Volke sich durchdrängen und deshalb sogar Umwege machen; es fiel aber keinem ein, deshalb eine Miene zu verziehen, sie schienen das ganz natürlich zu finden. Dabei war aber das Pubilikum höchst anständig, ruhig und ehrerbietig, sodaß sogar die Meisten die Mütze in der Hand behielten.

Unterdeßen sank der Sonnenball immer tiefer in das Sinnthal hinab, welches sich gerade zu unseren Füßen ausbreitete. Die Musik spielte die schönsten Weisen und nur ungern trennten wir uns von der heiteren Sonne und wandelten sonderbare Vergleichen anstellend nach unserem Gasthaus in der Stadt zurück, indem wir noch einmal die herrlichen Buchen bewunderten, welche die Straße dorthin einfaßen.

Bei Tisch trafen wir einen redseligen Pastor aus der Umgebung, der uns auch über das Kloster auf dem Kreuzberg mancherlei interessante Mittheilungen machte. Die armen Mönche führen nach seiner Schilderung ein keineswegs beneidenswerthes Leben. Sie müssen abwechselnd in der Seelsorge in den benachbarten Ortschaften aushelfen und werden häufig zur Strafe dort oben hin versetzt. Die Oberleitung hat unter strenger Controle des Provinzials der Pater Guardian, dem ein anderer Pater zur Seite steht. Die übrigen theilen sich in Fratres und dienende. Den letzteren liegt die Besorgung der häuslichen Geschäfte ob, als Waßerholen, Kochen, Gartenausstellen. Die ersteren haben neben den geistlichen Beschäftigungen auch das viel mühsamere Geschäft des Almosensamēlens, indem das Kloster als zum Bettelorden gehörig keinerlei Einkömen bezieht und lediglich darauf angewiesen ist. Da müssen denn die Unglücklichen Sommer und Winter in den benachbarten Ortschaften und weiter umherziehen und gegen Austheilung von Heiligenbildern von den Bauern etwas zu erhalten suchen. In neuerer aufgeklärter Zeit sind aber die Bauern auch schwieriger geworden und geben nur ungern und wenig, oft werden die Fratres sogar hart abgewiesen.

In jedem Dorfe haben dann die Fratres einen sog. geistlichen Vater, einen Bauer, bei dem sie die eingesamēlten Sachen deponiren, dann auf gemietheten Wagen an einem Ort zusammenfahren und nun die Carawanne den Berg hinauf geleiten. Dies Geschäft ist dann im Winter, wo der Schnee oft 20 Fuß hoch liegt, sodaß ihn die Mönche aus dem zweiten Stockwerk mit Händen greifen können, sowie bei Stürmen und Schneewehen, wo oft nicht nur der Weg, sondern auch die Markzeichen gänzlich unerkennbar sind, sehr gefährlich. Da ist es wahrlich den Armen zu gönnen, wenn sie aus dem Bezug von Trinkgeldern von den bei ihnen einkehrenden Fremden, eine kleine Erwerbsquelle sich gebildet haben. Zugleich ist es ein Zeichen des Verfalls der einst so mächtigen Klöster, daß sie zum Theil auf so eine erbärmliche Weise ihr Dasein fristen müssen und doch auch wieder ein Beweis, daß Zustände, die einer längst vergangenen Zeit angepaßt waren und damals viel Gutes gestiftet haben, dazu bestimmt sind, anderen Einrichtungen Platz zu machen, wenn die Verhältnisse sich ändern.

Freitag, den 18 Juli 1856.

In einer Retourchaise, welche zu unserem guten Glück heute gerade nach Hamelburg abging, das wir beim Mangel einer Postverbindung wohl sonst

kaum in einem Tage zu Fuß erreicht hätten, setzten wir unsere Reise fort. Unser Kutscher hatte uns versprochen um 11 Uhr in Hamelburg zu sein und bei der Frage nach dem Preise meinte er „mit einem Gulden sei es ausgestanden“. Wir konnten deshalb höchlich zufrieden sein. Wir hatten bei dem schönen Wetter unsere Gebirgstour vollendet und saßen nun frank und frei in einem guten Wagen mit zwei raschen Pferden, den wir fast als unseren eigenen betrachten konnten, denn wir konnten ja aussteigen und anhalten, wo und wann es uns beliebte.

Die Straße nach Hamelburg führt über die zwischen Sinn und Saale befindliche Hochebene, sodaß der Weg außer einigen hübschen Fernsichten und einigen schönen Wäldern nichts Interessantes bot. Bei Erthal geht es plötzlich steil in die Saaleniederung hinein, in blauer Ferne den Sedenberg, Saaleck mit seinem Schloße und weiter links der Trimberg und bald sieht man auch die dicht zusammengedrängte Schaar der rothschimmernden Gebäude des neu aufgebauten Hamelburgs und die blitzenden Wellen der Saale.

Der Nebel, welcher uns des Morgens die Gegend theilweise versteckt hatte, verzog sich zusehends mehr und es versprach noch immer schönes Wetter zu bleiben.

Der Kutscher lud uns an der Post aus und fuhr weiter nach Würzburg. Wir aber erkundeten uns vor allen Dingen nach den Stunden, wann die Eisenbahnzüge in Gemünden ankömen, was wir horrible dictu in Brückenau nicht einmal erfahren konnten. Da hieß es denn der letzte Zug gehe schon um 4 Uhr, während die Entfernung 4 gute Stunden betrug und es bereits 11 Uhr war, directen Postanschluß gebe es aber von hier überhaupt nicht, die Post gehe stets über Kißingen. Brückenau ist also bereits zu einem so unbedeutenden Badeorte herabgesunken, daß es nicht einmal Postanschluß nach dieser Seite hat! Da standen wir denn ziemlich unschlüßig; wir wollten um jeden Preis heute nach Aschaffenburg und konten nur mit bedeutenden Anstrengungen noch zur rechten Zeit vielleicht erhitzt und erschöpft Gemünden erreichen. Aber ist die durch erbärmliche Verwaltung hervorgebrachte Noth am größten, so ist auch die Speculation und der Unterschleif am nächsten. Beides machte sich uns in der Gestalt des Postsecretärs, den wir später erst als solchen erkannten und der das unten zu erwähnende Geschäft im Tone eines wohlwollenden Menschenfreundes, den die ganze Sache weiter nichts angehe, vorschlug. Die Post von Gemünden nach Kißingen ist nämlich so eingerichtet, daß der Gemündener Postillon in Hamelburg wieder umkehrt und mit leeren Pferden nach Gemünden trabt. Selbiger hat sich nun wahrscheinlich auf Anstiften des verschmitzten Postsecretärs die Erlaubnis ausgebeten, einen kleinen Wagen ohne Federn zum Rückfahren sich halten zu dürfen, angeblich um die Pferde zu schonen, weil diese durch Reiten mehr angestrengt würden als durch Ziehen. Dieses Wägelchen birgt unter einem Haufen Stroh einige Sitzbretter und alte Säcke. Sowie der Postillon zum Thore hinaus ist, werden diese zurecht gelegt, die blinden Paßagiere, die vor dem Thore darauf gewartet haben, steigen auf und fort gehts mit der Kraft der vom Staate bezahlten und gefütterten Pferdebeine, während für jeden Paßagier 30 Kr. in die Tasche des Postillons bzw. des Postsecretärs fließen.

Da unser Rettungsboot erst um 2 Uhr abfuhr, so hatten wir Zeit genug, die Stadt und Umgegend genauer zu betrachten. Die erstere ist 1854 bis auf 70 Häuser abgebrannt und wenn auch die meisten Straßen mit überraschender

Schnelligkeit aus dem Schutt wieder erstanden und die Häuser wahrscheinlich weit schöner wieder aufgebaut worden sind, als sie waren, so bildeten doch die geschwärzten Ruinen der öffentlichen Gebäude besonders des Rathhauses und der Hauptkirche, welche noch in ihren Resten ihre ehemalige Pracht errathen laßen, einen umso traurigeren Contrast mit der frischen glänzenden Umgebung und dem munteren Treiben der Bewohner. Das Rathhaus, in welchem Melancthon gepredigt haben soll, zeigt nur noch die 4 nackten Umfassungsmauern und der auf dem Marktplatz befindliche mittelalterliche Brunnen ist, obgleich er mehrere hundert Schritte von allen Seiten freisteht bis in das Innere hinein, soweit er Holzwerk enthielt, ausgebrannt, was einen Begriff von der fürchterlichen Gluth geben kann. Wenn man durch die Straßen geht, so kann man den Weg, den das wüthende Element genomēn, ziemlich genau verfolgen und wenn man von den benachbarten Höhen auf das Städtchen hinabschaut, so scheinen die nagelneuen rothen Ziegeldächer gewißermaßen noch den Abglanz von der rothen Gluth zu bewahren, die vor kaum 2 Jahren hier aufloderte.

Nachdem wir uns bei einem schönen Landmädchen, welches nur leider weder Strümpfe noch Schuhe besaß, für den Durst eine Quantität vortrefflicher Kirschen erstanden hatten, zogen wir zum südlichen Thore hinaus nach der Burg Saaleck, die kaum  $\frac{1}{2}$  Stunde entfernt auf rebenumkränzten steil ins Saaletal abfallenden Kalkfelsen liegt. Gleich am Thore bewunderten wir den neuen Justizpalast, dessen stattliches Aussehen leise Seufzer über vaterländische Zustände auspreßte und wandelten dann durch eine hohe Pappelallee nach dem am Fuße der Burg Saaleck zwischen mächtigen Kastanienbäumen versteckten Franziskanerkloster.

Wir ließen uns die Kirche im Inneren zeigen, die leidlich geschmackvoll ausgestattet war und zu ihrem Erbauer denselben Bischof Adalbert von Schleifras hat, der schon bei Fulda erwähnt ist. Hamēlburg war früher Sommerresidenz der Fuldaer Bischöfe.

Die Mühe des steilen Burgweges nach Saaleck, der übrigens auch angenehm durch Kastanien beschattet wird, wurde durch das prachtvolle Panorama reichlich belohnt. Besonders erfreute uns der Anblick der vielen Rebenpflanzungen, nachdem wir solange nur die rauhe Vegetation der hohen Rhön geschaut hatten. Die Berge ziehen sich schön bewaldet bis ans enge Thal und fallen dann steil in dasselbe ab, sodaß die Ähnlichkeit mit den Ufern der thüringischen Saale, welche auch die Kalkformation haben, auffallend ist.

Die Burg Saaleck ist noch wohlerhalten, aber zum Pachthof umgewandelt. Der uralte runde Thurm aus großen abgekanteten Quadern erbaut und mit einer sonderbaren haubenartigen Bedachung versehen, dient als Heuschuber. Das Wachthaus ist Knechtestube geworden und über die Schloßgrabenbrücke rollt der Mistwagen. Der Schloßgarten ist in Gemüseland verwandelt.

Im Posthause hatten wir noch Zeit genug ein soleñes Mittagessen einzunehmen und vortrefflichen Saalecker zu trinken. Dann wanderten wir wieder zum Thore hinaus und setzten uns recht handwerksburschenmäßig auf die Saalebrücke, wo uns unser vortreffliches Fuhrwerk abholte. Der Postillon war ein prächtiger schwarzhaariger Kerl mit kräftiger Adlernase, dem die hellblaue Jacke und die weißen Koller vortrefflich standen. Dabei trank er eine Quantität Bier zusāmen, daß es eine Lust war und wir dachten, daß dazu nur ein bairischer Magen im Stande gewesen sei.

Zwei Pferde waren vorgespannt, das dritte lief frei hinter her und sein Herr sah nicht einmal nach ihm um, überzeugt, daß es folgen werde.

Der Gaul schien nun freilich erst zu überlegen, ob er sich diese Mühe nehmen sollte, aber als er den Wagen in der aufwirbelnden Staubwolke schon beinahe verschwinden sah, hielt er es doch offenbar für gerathener, einen schwerfälligen Galopp einzuschlagen und zu folgen. Nicht weit von Gemünden stürzte das arme Thier wahrscheinlich in Folge eines Fehltritts; der Postillon ohne einen Fluch auszustoßen, sah erst nach, ob es nicht beschädigt sei, zählte ihm dann eine unverdiente Tracht Schläge auf und verwieß das unschuldig leidende Thier an die Spitze des Wagens, wo es dann auch bis nach Gemünden vor uns hertrabte.

Der Postillon fuhr übrigens ganz rasend ohne sich um Krümmungen und steile Stellen zu bekümmern und so kamen wir noch bei guter Zeit in Gemünden an.

Gemünden hat eine reizende Lage zwischen 3 Flüssen Sinn, Saale und Main rings von schönbewaldeten Bergen umschlossen, die sich von 3 Seiten in die grüne Ebene hinabziehen. Das Städtchen selbst ist schmutzig und die Straßen eng, wie es scheint, meistens von Juden bewohnt. An der höchsten Stelle thront eine vom Alter geschwärzte Ruine und unmittelbar unter derselben liegt von modernen Anlagen umgeben der hübsch gebaute Eisenbahnhof.

Ein einarmiger Graf Pleßen, der aber seinen Arm nicht in der Schlacht, sondern nur auf der Jagd verloren hatte, amüsirte uns während wir auf den Zug warteten. Sein feingekleideter Bediente führte die Kaße und schien überhaupt alle Ministerien in sich zu vereinigen, während er selbst seine ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt nur einem abschreckend häßlichen kleinen Hunde zuwandte, der unterwegs erkrankt war und hinsichtlich deßen nun der Bahnhofswirth verschiedene Kuren anrieth. Das gelangweilte Gesicht des Grafen zeigte einige Belebung, die schlaffen Muskeln spannten sich wieder etwas an, als er den Gesprächigen versichern hörte, der Hund werde zu heilen sein. Wie wir später vom Bedienten hörten, reisten S. Erlaucht schon längere Zeit „zum Vergnügen“, welcher Art dies Vergnügen war, davon stand auf dem adeligen Gesicht nichts zu lesen.

Wir fuhren zufällig mit 4 Bedienten solcher Herrschaften, unter denen auch der des Pleßen sich befand. Ihre Unterhaltung ergötzte uns so sehr, daß wir fast die Reize des Mainthales darüber vergaßen. Natürlich fiel es keinem ein, nur einen Blick zum Fenster hinaus zu werfen, dafür renomirte aber einer dem andern ab durch Erzählungen von den Reichthümern seines Herren und Lügen über die Städte und Länder, die er mit demselben bereits durchreist hatte.

Unterdeßen hatten wir bei Lohr das Mainthal verlassen und waren in den Speßart eingefahren. Die Ufer des Mains sind gerade in dieser Strecke so schön, daß sie dem Rhein den Ruhm streitig machen könnten. Die Dörfer sind nett und meistens glänzend weiß, hübsch gebaut und verziert. Wald und Wiesen wechseln ab und die sanften Linien der Berge ziehen sich leicht geschwungen zum Ufer hinab.

Im Speßart aber wirds anders. Lange Strecken gehts durch Wald, bedeutende Steigungen führen die keuchende Locomotive in immer rauhere Umgebungen, die Häuserchen der spärlich zerstreuten Ortschaften sind elende Lehmbaraken; nur das Wiesengrün und Himelsblau behalten den vollen Glanz der Farbe. Ein ziemlich langer Tuñel führt dann endlich wieder zu dem Mainufer hinab nach dem schönen Aschaffenburg.

Hier erst geriethen wir wieder in das volle Leben und Treiben, wie man es auf den Haupteisenbahnstraßen Deutschlands nun schon gewohnt worden ist. Schaaren von Lastträgern umringen den Reisenden, Lohnbediente bieten Sehenswürdigkeiten an und keilen für dies oder jenes Gasthaus. Wir gingen zu Fuß, kehrten aber doch im ersten Gasthof ein, wo es uns auch in jeder Beziehung gut gefiel. Wir benutzten auch gleich den herrlichen Abend um das Pompejanum zu sehen.

Neben dem wunderlichen Schloße führt ein Weg durch den Park nach dem römischen Haus. Durch eine schöne Veranda gelangt man auf den freien mit rothem Sand bestreuten Platz, wo sich dasselbe erhebt. Der Punkt könnte nicht schöner gewählt sein, und ebenso konnte die Beleuchtung nicht herrlicher sein, als sie heute Abend war. Links fällt das Ufer steil ab von einer Brüstung umgeben über die hinauslehnend man tief unter sich die schönsten Weinberge und dann den Fluß mit seinen Kähnen hat.

Am andern Ufer überschaut man die weite Ebene, in welcher die weitläufigen Parkanlagen sich befinden. Rechtshin schlängelt sich der breite sanft strömende Main bis an die fernen Berge sichtbar und links übersieht man den schönsten Theil Aschaffenburgs mit seinen terrassenförmig zum steilen Ufer absteigenden, theilweise sehr schönen Häusern. Hinter der Brücke, welche sich nicht entfernt über den Fluß legt, erheben sich dann im Hintergrund wieder sanft ansteigend die Berge. Die Landschaft war bereits in den zarten Duft halb verhüllt, welcher sich an schönen Sommerabenden zu bilden pflegt und die wundervollen roth und goldenen Farben des Abendhimmels spiegelten sich in dem klaren Fluße. Dazu nun das röthliche fremdartige Gebäude mit seinen schlanken Säulchen und der zarten röthlichen Farbe. Dies Alles versetzte uns, die wir das wirkliche Italien nicht kannten in einen südlicheren Himmelsstrich und ließ und ganz vergeßen, daß wir uns im rauhen Deutschland befanden.

Sonnabend, den 19 Juli 1856.

Als wir heute Morgen zum Zweitemale dies schöne Fleckchen Erde besuchten, war aller Zauber verschwunden. Das Gebäude schien unter dem eisgrauen Himmel zu frieren und wir fühlten, daß es doch eine verfehlte Idee sei, solche exotische Gewächse im Freien bei uns anpflanzen zu wollen. Das hat sich dann auch in anderer Richtung gezeigt, indem die offenen Räume so arg von Regen und Schnee mitgenom̄en sind, daß man allenthalben Bretterverschalungen angebracht hat.

Das Haus ist ein, wie man sagt, getreues Abbild eines in Pompeji ausgegrabenen antiken Gebäudes und im Innern prächtig ausgemalt. Es besteht aus 3 Haupttheilen: dem Vorderhaus Atrium, welches das offene Impluvium umschließt, dem Hauptgebäude, welches 2 Etagen hoch ist und einem dahinter befindlichen von hoher Mauer umgebenen Raum. Dieser wird durch eine offene Halle unter dem Hauptgebäude zugänglich. Die beiden oberen Etagen dieses letzteren werden auf einer an der Hauptfacade befindlichen Freitreppe erstiegen, welche mit einem von Säulen getragenen Vordach überbaut ist. Vor der unteren Eingangsthüre ist auf dem Fußboden in Mosaik das *cave canem*.<sup>11</sup> Die einzelnen Zim̄er sind von anerkannten Künstlern gemalt und in einigen befinden sich auch echte Mosaiken.

In Aschaffenburg ist sonst wenig zu sehen. Die Hauptkirche war in einem sonderbaren Gemisch von gothischen und romanischen Stil erbaut. Der Park auf dem jenseitigen Ufer enthält sehr schöne Baumgruppen, sonst aber nicht viel Bemerkenswerthes.

Nachdem wir im Gasthof zu Mittag gespeist, verließen wir Aschaffenburg und fuhren nach Frankfurt. Dort trennten wir uns, indem sich Freund Knatz nach Hanau und ich nach Gießen wandte. Unaufhaltsam trieb es mich nach dem elterlichen Hause. Bei dem Eintritt in das Zimmer hielt mir meine Mutter das frische und gesunde Schwesterchen entgegen, ein Anblick, der mich die herrlichen Gegenden der Fulda, Saale und des Mains in noch schönerem Lichte erscheinen ließ.

#### Anmerkungen:

- 1 Winnerod liegt zwischen Gießen und Grünberg. Der Vater war freiherrlich Schenck'scher und von Zwierlein'scher Rentmeister.
- 2 Die Stiefmutter des Verfassers stammt aus Lauterbach. Drei Kinder waren ihr jung gestorben. Ein viertes Kind wurde in jenen Tagen erwartet.
- 3 Dem Barockstil, hier als „Zopfstil“ bezeichnet, begegnete zur Zeit des Verfassers allgemeine Ablehnung. Der weiße Anstrich der Gebäude war von der kurfürstlich-hessischen Verwaltung angeordnet worden, „um sich besser zu präsentieren“.
- 4 Unsere Zeit nun wieder hat die Pseudoromantik entfernt und versucht, den historischen Zustand der Kirche herzustellen.
- 5 In Kurhessen war es 1850 zu einem Aufstand gegen den Kurfürsten und dessen verhaßten Minister Hassenpflug gekommen, die beide nicht die Verfassung achteten. Zm Schutz des Kurfürsten rückten sowohl preußische Unionstruppen wie auch Truppen aus Österreich und seinen verbündeten Ländern ein. Beide beanspruchten die Schutzherrschaft. Ein Bruderkrieg schien unvermeidlich, als es am 8. November 1850 zu einem ersten zwar unbedeutenden Vorpostengefecht bei Bronzell kam. In letzter Stunde wurde der Krieg dadurch vermieden, daß der preußische König die Truppen zurückbeordnete.
- 6 Die Fuldaer Bischofskonferenzen finden seit 1852 statt.
- 7 = körperliche Bewegung.
- 8 Die erwähnte Kapelle wurde 1929 durch Blitzschlag zerstört. Eine neue schöne Kapelle steht heute an ihrer Stelle.
- 9 Die „Ebersberg genannt Weyers“ starben im 19. Jahrhundert aus.
- 10 Die Jahreszahl 1619 bezieht sich auf eine Vorgängerkapelle. Das jetzige Kloster und die Kirche wurden 1680 bis 1692 durch den Würzburger Fürstbischof Philipp von Dernbach erbaut.
- 11 „Hüte dich vor dem Hund.“

**Entfernungs- und Höhenangaben:**

Montag, den 14 Juli 1856	Fulda – Bieberstein:	3 Stunden
	Bieberstein – Kleinsaßen:	1 Stunde
	Kleinsaßen – Milzeburg:	1 Stunde
	Milzeburg:	2.564 Fuß
Dienstag, den 15 Juli 1856	Kleinsaßen – Steinwand:	1 Stunde
	Steinwand – Teufelstein:	? Stunde
	Teufelstein – Siblos:	? Stunde
	Siblos – Wasserkuppe:	1 Stunde
	Wasserkuppe – Fuldaquelle:	$\frac{1}{4}$ Stunde
	Fuldaquelle – Pferdkopf:	$\frac{1}{2}$ Stunde
	Pferdkopf – Siblos:	$\frac{3}{4}$ Stunden
	Siblos – Poppenhausen:	$\frac{3}{4}$ Stunden
	Wasserkuppe:	2.887 Fuß
Mittwoch, den 16 Juli 1856	Poppenhausen – Ebersberg:	? Stunde
	Ebersberg – Altefeld:	? Stunde
	Altefeld – Gichebach:	? Stunde
	Gichebach – Dalherda:	$\frac{3}{4}$ Stunden
	Dalherda – Damersfeld:	$\frac{3}{4}$ Stunden
	Damersfeld – Reusendorf:	$\frac{1}{2}$ Stunde
	Reusendorf – Wildflecken:	$\frac{1}{2}$ Stunde
Wildflecken – Kreuzberg	2 Stunden	

? = Entfernungsangabe durch Blattbeschnitt verlorengegangen.

Nr.	Tag 1856	Reisekosten	Thr.	Sgr.	Cr.
1	11/7	Eisenbahn von Marburg nach Neustadt	–	11	3
2	11/7	Post von Neustadt nach Fulda	1	9	–
3	11/7	In Lauterbach Bier	–	2	–
4	12/7	Auf'm Frauenberg Frühstück	–	2	10
5	12/7	Auf der Fasanerie Mittagessen	–	2	6
6	12/7	Trinkgelder etc.	–	2	10
7	13/7	Leipziger Hof Zehrung	–	2	–
8	13/7	Trinkgelder etc.	–	2	10
9	14/7	Zehrung im Gasthof zum Kurfürsten	2	24	–
10	14/7	Trinkgelder daselbst	–	15	–
11	14/7	In Langenbieber Frühstück	–	2	6
12	14/7	In Kleinsaßen Zehrung und Nachtlager	1	7	6
13	15/7	In Siblos Kaffee	–	2	10
14	16/7	In Poppenhausen Zehrung und Nachtlager etc.	–	15	2
15	16/7	Auf Ebersberg Trinkgeld	–	–	10
16	16/7	In Dalherda Mittagessen	–	3	2
17	16/7	In Wildflecken Verzehr	–	2	7
18	17/7	Auf dem Kreuzberg Nachtlager	–	17	2
19	17/7	In Romershag Zehrung	–	8	–
20	17/7	In Bad Brückenau Vesper	–	6	–
21	18/7	Brückenau Zehrung und Nachtlager	–	27	6
		Latus 1	9	17	6

Nr.	Tag 1856	Reisekosten	Thr.	Sgr.	Cr.
21	18/7	Fahrt nach Hamelburg	–	17	2
22	18/7	Hamelburg Mittagessen	–	12	–
23	18/7	Fahrt nach Gemünden	–	8	6
24	18/7	Zehrung in Gemünden	–	1	4
25	18/7	Fahrt nach Aschaffenburg	–	25	–
26	19/7	Aschaffenburg Nachtlager und Zehrung	1	6	6
27	19/7	Trinkgelder daselbst	–	4	5
28	19/7	Trinkgeld im Pompejanum	–	2	10
29	19/7	Mittagessen in Aschaffenburg	–	5	–
30	19/7	Eisenbahn nach Frankfurt a/M.	–	16	–
31	19/7	Eisenbahn von Frankfurt nach Gießen	–	22	6
32	19/7	Droschke in Frankfurt	–	6	10
33	19/7	Verzehr in Gießen	–	4	50
		Latus 2	5	12	6
		Latus 1	9	17	6
		Summa ~	15	–	–

1 Thaler = 30 Silbergroschen, 1 Silbergroschen = 12 Kreuzer